Bor.
155
m

Ph. 1921.66
Gorup 155 m

Ein sicheres aber auch einziges Mittel die Länder zu bevölkern, die Gutsbesitzer zu bereichern und die Unterthanen wohlhabend und glücklich zu machen.

Von

B. Oelschläger.

Leipzig, 1805.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Einleitung. . . . . Seite 1

Zweyter Abschnitt.

Das alte Mutterland ist sehr schlecht bevölkert. 5

Dritter Abschnitt.

Die Mark Brandenburg und Pommern sind jetzt weniger bevölkert als ehemals. . . . 7

Vierter Abschnitt.

Mangel an Fruchtbarkeit hat keine Schuld an dieser schlechten Bevölkerung. . . . 12

Fünfter Abschnitt.

Wahre Ursachen der schlechten Bevölkerung. . 15

Sechster Abschnitt.

Eine größere Bevölkerung in der Mark und in allen übrigen Provinzen ist nach der jetzigen Verfassung und den jetzigen Umständen unmöglich. 20

Siebenter Abschnitt.

Wie viel Einwohner das Preußische Reich ernähren könnte. 23

Achter Abschnitt.

Berechnung, wie viel ein Gutsbesitzer von einer solchen Austheilung seiner Länder an einzelne Familien gewinnen würde. . . . 28

Neunter Abschnitt.

Von der Koppelwirthschaft. 34

Zehnter Abschnitt.

Ueber die Einwürfe wider diese Vorschläge. . 38

Eilfter Abschnitt.

Bey der verbesserten Landwirthschaft wird der Zustand der Bauern der Regel nach immer schlechter. 42

Zwölfter Abschnitt.

Von den königlichen Aemtern. 47

Dreyzehnter Abschnitt.

Wie die königlichen Aemter besser, bevölkerter, einträglicher und menschenfreundlicher können eingerichtet werden. 52

Vierzehnter Abschnitt.

Die jetzt so sehr empfohlene Separation kann zu nichts helfen. 56

Funfzehnter Abschnitt.

Wie eine solche Verbesserung der königlichen Aemter eingerichtet werden könne? . . 65

Sechszehnter Abschnitt.

Ueber die neuesten Versuche, die Aemter auf diese Art zu bevölkern, geschrieben im Jahre 1799. 69

Siebzehnter Abschnitt.

Von den neuesten Verbesserungen der königl. Aemter. 75

Achtzehnter Abschnitt.

Auch in den Städten ist eine solche Veränderung möglich und nützlich. . . . 80

Neunzehnter Abschnitt.

Von der Nützlichkeit des Abbauens in den Preußisch-Polnischen Ländern. 84

Zwanzigster Abschnitt.

Ein Landeshauptmann und ein Starost ist einerley. 86

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Die erworbenen Polnischen Länder helfen dem Preußischen Reiche wenig. 90

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Bestätigung der vorigen Behauptungen durch die Erfahrung. 103

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Zustand der polnischen Bauern. . . . 109

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Wo soll man so viel neue evangelische deutsche Einwohner hernehmen? 114

Das einzige Mittel
die
Länder zu bevölkern, die Gutsbesitzer zu bereichern, und die Unterthanen wohlhabend und glücklich zu machen.

Erster Abschnitt.

Einleitung.

Wenn zwey Männer von ziemlich gleich großem Verstande von manchen Dingen, wie es die Erfahrung lehrt, himmelweit verschieden denken und urtheilen, so kommt dieses nicht daher, als wenn Einer von beyden falsche Vernunftschlüsse machte, sondern daher: weil die Grundsätze, die sie einmal für wahr und richtig halten, ganz verschieden sind, auf welchen ihre Vernunftschlüsse ruhen. Wenn zwey Männer von der Verfassung, Einrichtung und überhaupt der ganzen Beschaffenheit eines Landes und dessen Einwohner ganz verschiedene Begriffe oder Vorstellungen haben, so ist es ganz natürlich, daß sie auch nun in der Wahl der Mittel, den Zustand dieses Landes zu verbessern und vollkommener zu machen, ganz verschieden denken müssen, und daß nun der Eine dasjenige als schädlich und nachtheilig verwirft, was der

Andere als nützlich und wohlthätig anpreiset. Wenn aber alle beyde eine seichte, oberflächliche und unrichtige Kenntniß haben, so ist es noch schlimmer. Nun aber pflegen nicht nur die Gelehrten von dem Lande, in welchem sie wohnen, sondern auch sogar die Geschäftsmänner, welcher, den Wohlstand des ganzen Landes zu befördern, ihr besonderer Beruf ist, die falschesten Begriffe zu haben, weil man richtige Begriffe davon in den Schriften oder Büchern nicht erlangt, und sie selbst auf Schulen, Universitäten, den Domainenkammern und in den großen Städten etwas durch Erfahrung zu erlernen keine Gelegenheit haben. Oder wenn sie Gelegenheit haben, durch Erfahrung bessere Kenntnisse zu erlangen, so haben sie doch nicht Fähigkeit, Lust, Eifer und Unpartheylichkeit genug dazu. Die meisten denken und urtheilen von ihrem Lande bloß nach gewissen von Jugend auf eingewurzelten Meinungen und nach dem Modeglauben, ohne jemals den Einfall zu haben, an der Richtigkeit derselben zu zweifeln, oder sie urtheilen von einzelnen Orten und Dörfern auf alle übrigen, oder wenn sie den elenden Zustand einiger Einwohner gewahr werden, so schreiben sie denselben ganz falschen Ursachen zu.

Hierzu kommt noch ein schädlicher Nationalstolz, der so sehr und so oft mit der Vaterlandsliebe verwechselt oder dafür angesehen wird, welcher, wie ein jeder anderer Stolz, eine gründliche und unpartheyische Untersuchung und eine gründliche Kenntniß verhindert. Nach diesem Nationalstolze bildet sich oder nimmt es für ausgemacht an, daß im Lande schon alles so gut und herrlich eingerichtet sey, daß es keiner Verbesserung mehr bedarf. Es ist leider gewiß, daß die sogenannten Gelehrten, die gebildeten Stände und selbst der größere Theil der Geschäftsmänner eine richtigere Kenntniß von Grönland, Kamtschatka, Othaheiti u. s. w. als von ihrem eigenen Vaterlande haben. Wenn z. E. Friedrich *II.* in einem Briefe an Voltaire schreibt, daß er nun nach Westpreußen reisen würde, (nehmlich zur Huldigung) um ein Volk frey zu machen, welchem Gelehrten, oder einem andern Bücherleser könnte es wohl dabey einfallen, daß das nicht geschehen ist, und daß die Bauern nachher eben so elende Sclaven geblieben sind, als sie es vorher waren? Wenn König Friedrich *II.* sich ernstlich vornahm, die Leibeigenschaft in Pommern aufzuheben, sich aber hernach überreden ließ, daß es daselbst keine wahre Leibeigenschaft

gäbe, ja daß die Glückseligkeit dieser elenden Bauern, welche zum Theil sogar des Sonntages Hofedienste thun mußten, so groß wäre, daß sie beynahe den Neid der andern Stände erregen könnte; so ist es gar kein Wunder, wenn dieses viele andere Leute eben so treuherzig glauben.

Soll also der Leser von der Nützlichkeit und Vortrefflichkeit dieser Vorschläge, die ich hier vortrage, überzeugt werden, so ist es nothwendig, daß er bessere und richtigere Kentnisse von dem wahren Zustande seines Vaterlandes und seiner Landsleute erlangen müsse, weil es schlechterdings nothwendig ist, daß man die Fehler und Mängel einer Sache kennen lernen müsse, wenn man zur Abhelfung derselben triftige Mittel ausfindig machen will. Nun ist es unmöglich, hier eine solche vollständige Beschreibung zu geben, weil dazu etliche starke Bände nöthig seyn würden. Aber ich werde doch hier in den folgenden Abschnitten so viel Kenntniß mittheilen, von deren Richtigkeit ein jeder durch ferneres Nachforschen überzeugt werden kann, als es unentbehrlich ist, die Nützlichkeit und Vortrefflichkeit meiner vorgeschlagenen Mittel, die Macht und Stärke und den

Wohlstand des ganzen Landes zu befördern, einzusehen und daraus herzuleiten.

Zweyter Abschnitt.

Das alte Mutterland ist sehr schlecht bevölkert.

Das alte Mutterland, d. h., Brandenburg, Pommern und Ostpreußen, ist sehr schlecht bevölkert. Denn es enthält kaum die Hälfte so viel Einwohner, als das benachbarte Sachsen, Lausitz und Schlesien, und nicht einmal so viel als Pohlen.

Kursachsen ist groß:
717 □Meilen und enthält 2,200,000 Menschen
Lausitz ist groß:
180 □Meilen und enthält 462,800 Menschen
Schlesien, das Preußische nehmlich, ist groß:
640 □Meilen und enthält 1,900,000 Menschen
Mark Brandenburg ist groß:
667 □Meilen und enthält 1,090,000 Menschen
Pommern ist groß:
506 □Meilen und enthält 490,000 Menschen

Ostpreußen ist groß:

704 []Meilen und enthält 950,000 Menschen

Südpreußen ist groß:

958 []Meilen und enthält 1,335,000 Menschen

Neuostpreußen ist groß:

778 []Meilen und enthält 850,000 Menschen

Aus diesem Verzeichnisse erhellet, daß 1) die alten Urländer, Brandenburg, Ostpreußen, und besonders Pommern, unter die vorzüglich schlecht bewohnten Länder gehören.

2) Daß man in der Mark Brandenburg nun 100,000 Menschen zu Berlin abrechnen und also nur 900,000 Menschen annehmen könne, weil, wenn Berlin die Hauptstadt des ganzen Reichs nicht wäre, daselbst sicher über 100,000 Menschen fehlen würden.

3) Daß die Mark Brandenburg über die Hälfte weniger, Ostpreußen noch weniger und Pommern noch weniger als Schlesien bevölkert ist.

4) Daß, obschon Südpreußen von ganz Pohlen das schlechteste Land ist, es dennoch Ostpreußen an Bevölkerung übertrifft.

Diese Angaben sind zwar nicht ganz sicher, und auch nicht die neuesten, aber die Fehler da=

bey sind so gering, daß sie in keine Betrachtung zu kommen verdienen.

Um mich kurz zu fassen, werde ich in der Folge nur Brandenburg und Schlesien zur Erläuterung allein gegen einander stellen.

Dritter Abschnitt.

Die Mark Brandenburg und Pommern sind jetzt weniger bevölkert als ehemals.

Hierüber muß ich wegen der Stärke der Vorurtheile einen besondern Abschnitt machen. Denn vielen wird solches ganz unerhört vorkommen.

Als vor einigen Jahren eine Topographie von der Altmark herauskam, und sich darin fand, daß daselbst eine Menge wüster Dörfer und Bauerstellen noch vorhanden wären, so bemerkte solches der Recensent mit großem Erstaunen und Befremden.

Allein dieses befindet sich nicht bloß bey der Altmark so, sondern in der ganzen Mark und in Pommern. Es sind eine Menge wüster Bauerstellen und ganzer wüsten Dörfer vorhanden. So

ist in meiner Nachbarschaft ehemals ein Dorf gewesen, das dem Namen nach bekannt ist, und Brunken genennet wird, aber davon ich in keinem Buche etwas gefunden habe. Die meiste Feldmark, die aus einem herrlichen Boden besteht, ist meistens mit Holz bewachsen. Dieses Holz, die Wiesen und die übrigen Aecker haben sich die Nachbarn zugetheilt. Man könnte es für eine Fabel halten, wenn nur die Ueberbleibsel von der Kirche und der Kirchhofs-Mauer nicht noch vorhanden wären.

Ein anderes wüstes Dorf gehört zu einem Königlichen Amte, ist jetzt nur ein Vorwerk und besteht, außer dem Unterpächter, aus einigen Tagelöhnern und einer schönen Kirche. Der benachbarte Pfarrer soll nach der Matricul vierzehn Scheffel Meßkorn von den dasigen vierzehn Bauern bekommen. Er bekommt sie auch, aber nur von dem Unterpächter, weil keine Bauern mehr vorhanden sind. Außer den Bauern waren noch daselbst Kossäthen und Büdner. Ein anderes adeliches Dorf hat ehemals sechzehn Bauern gehabt, und jetzt nur einen einzigen.

In einem andern Königlichen Amte ist kein einziges Dorf, das nicht einige wüste Bauerstellen

hätte. Wenn man durch ein solches Dorf reiset, so wundert man sich, wie es zugehet, daß in der Mitte die eine Seite des Dorfes unbebaut ist und aus Ackerfeld bestehet. Es kommt aber daher, weil daselbst ehemals Bauerhöfe gestanden haben, welche jetzt wüste sind. Ein jeder Bauer soll der Regel nach zwey Hufen haben. Er hat aber drey, weil er die dritte, die keinen Besitzer hatte, sich zugeeignet hat. Dieses wissen die Bauern, und weil sie dies wissen und einsehen, daß sie ihnen nicht mit Recht zukommt und ihnen zu jeder Zeit abgenommen werden kann, so bestellen sie diese dritte Hufe schlecht und ohne Dünger.

Ich habe hier die Aemter und Dörfer nicht genannt. Ein jeder kann sich selbst im Lande umsehen, forschen und nachfragen, so wird er es so finden, als ich es hier beschrieben habe.

Natürlicherweise wird man fragen: Warum hat König Friedrich *II.* nicht zuvor diese wüsten Dörfer und Bauernstellen besetzen lassen, ehe er mit ungeheuern Kosten die Brüche urbar hatte machen lassen, da doch jenes nothwendiger gewesen zu seyn scheint? Hierauf weiß ich keine Antwort als diese: Weil ihm niemand diese Umstände bekannt gemacht hat!

Noch mehr und deutlicher erhellet die jetzige geringere Bevölkerung gegen die ehemalige und reichlichere aus folgender Beschaffenheit. Die Gutsherren haben theils Ritter- theils kontribuable Hufen. Die Ritterhufen sind solche, welche der Staat den im Kriege verdienten Männern nicht geschenkt oder verkauft, sondern ihnen nur Zeitlebens zur Nutzung, wegen geleisteter Kriegsdienste, und auch ihren männlichen Nachkommen unter der Bedingung, ähnlicher zu leistender Kriegsdienste, verliehen hat. Mit der Zeit sind sie auch für ihre weiblichen Nachkommen erblich geworden. Diese Bedingnng: das Vaterland zu vertheidigen, ist hernach in eine erbärmliche Geldabgabe verwandelt worden, für welche man jährlich keinen Musketier unterhalten kann. Diese Ritterschaft, welche die schönen Rittergüter statt eines Gehaltes wegen ihres Amtes, das Vaterland zu vertheidigen, erhalten haben, tragen jetzt zu dieser Vertheidigung nicht mehr bey, als daß sie höchstens eine solche Anzahl Musketiere unterhalten, als ihre Anzahl selbst stark ist. Hiermit nicht zufrieden, haben sie theils wüste Bauernhufen an sich gezogen — besonders nach dem dreyßigjährigen Kriege — theils sie den Bauern weg-

genommen und sich zugeeignet. Dieses hat endlich König Friedrich Wilhelm *II.* strenge verboten. Aber dieses Legen der Bauern unterblieb wenigstens noch vor einigen Jahren nicht ganz.

Wie viel nun die Gutsherren dergleichen kontribuable oder Bauernhufen im Besitz haben, kann ich nun nicht nachsehen und nachrechnen. Ohne zu irren kann man wohl die Hälfte annehmen. Man bedenke, welche große Menge Bauerfamilien im Lande mehr seyn würden, wenn diese Hufen wieder mit ihnen besetzt würden.

Daß vor dem dreyßigjährigen Kriege mehr Menschen in der Mark gewesen sind, erhellet schon aus Büschings Erdbeschreibung, nach welcher jetzt in der Mark weniger Bauern als ehemals vorhanden sind, auf dessen Nachrichten man sich verlassen kann.

Ferner ist es auch bekannt, daß viele Dörfer zerstört und der Acker den Bürgern in Städten, z. E. der Stadt Brandenburg, gegeben worden ist. Mancher wird denken, daß es einerley sey, ob der Acker von Bürgern oder Bauern bearbeitet wird, aber in der Folge werde ich zeigen, daß das nicht einerley ist, und daß der Besitz der Aekker einer jeden Stadt mehr zum Nachtheil als

zum Vortheil gereiche. Ob aber der Besitzer des Ackers Bürger, Bauer oder Kolonist heiße, ist freylich einerley.

Vierter Abschnitt.

Mangel an Fruchtbarkeit hat keine Schuld an dieser schlechten Bevölkerung.

Die Sorgfalt des Churfürsten Friedrich Wilhelms, des Königs Friedrich Wilhelms *I.* und besonders des Königs Friedrichs *II.*, die Volkszahl zu vermehren, haben viel Aufsehen und Lerm in der Welt verursachet. Daher bilden sich nun die studirten Leute — denn den nicht studirten ist ihre Unwissenheit nicht zu verdenken — ein, die Bevölkerung sey in diesen Landen auf's höchste getrieben, und dabey etwas zu thun sey nicht mehr möglich.

Wenn sie aber nun in Schriften finden, daß diese Länder so sehr schlecht bevölkert sind, so geben sie entweder auf die Zahlen gar nicht Achtung, und werden darüber nachzudenken und den Ursachen nachzuforschen, gar nicht gerührt, oder sie nehmen es blindlings für eine ausgemachte Sache an,

daß die schlechte Natur und Unfruchtbarkeit des Landes allein Schuld habe, und deshalb keine größere Bevölkerung möglich sey.

Hierzu kommen alte Vorurtheile, da ein Kaiser, Carl *IV.*, die Mark Brandenburg die Sandbüchse des heiligen römischen Reichs genannt hat; folglich ist es nun eine Sandbüchse. Zwar ist Schlesien und Chursachsen eine eben so große Sandbüchse; Pommern, Lüneburg u. s. w. eine noch größere, aber das schadet nichts, da sie kein Kaiser so genannt hat. Hierzu kommen die äußerlichen Eindrücke, welche eine Sache durch ihren ersten Anblick bey bloß sinnlichen Menschen ohne Nachdenken verursacht. Weil die Hauptstadt Berlin im Sande lieget, die meisten Wege durch Sand dahin führen, so ist das ganze Land Sand! Weil Breßlau im fetten Boden liegt, und die meisten Wege durch einen solchen Boden dahin führen, so ist nun ganz Schlesien fett.

Allein, wenn man die Sache gründlich und unpartheyisch betrachtet, so findet sich, daß Schlesien in Ansehung der Fruchtbarkeit mit der Mark Brandenburg ziemlich gleich ist, die Gebirge ausgenommen, welche aber auch nicht fruchtbar sind.

Die Mark Brandenburg hat etwa den vierten Theil Sand. In Schlesien ist eben so viel Sand. Der größte Theil des Strichs jenseit der Oder an der Südpreußischen Grenze, der Sand an der Lausitzer Grenze, macht ohngefähr den vierten Theil aus. So viel sehr fruchtbares Land, als die Fürstenthümer, Liegnitz, Breßlau, Brieg, Schwiednitz u. s. w. ausmachen, wird auch in der Mark anzutreffen seyn, an der Oder, Elbe, Warthe und andern Strömen, in der Altmark, dem Havellande, in der Uckermark, in den Neumärkschen Vorderkreisen u. s. w., und wenn das Maaß des sehr fruchtbaren Landes dem in Schlesien nicht völlig gleich kommen sollte, so wird es durch das mehrere Mittel- oder gutes Land ersetzt, welches man in Schlesien weniger hat. Noch auffallender ist es, wenn man die Mark mit der Lausitz vergleicht. Diese hat gar nur ein Viertel gutes Land, und drey Viertel solchen Boden, als das Sandland in der südlichen Gegend von Berlin und Potsdam ist.

Fünfter Abschnitt.

Wahre Ursachen der schlechten Bevölkerung.

Die vornehmste Ursache der schlechten Bevölkerung in der Mark, Pommern und in den ihnen ähnlichen Landen, sind die sehr großen Feldmarken und daher die wenigern Dörfer. In der Lausitz und in Schlesien liegen die Dörfer viel enger zusammen. Obschon nun die Flecke Landes, die in der Mark zu einem Ort gehören, im allgemeinen genommen, viel größer sind, so sind die Dörfer darum doch nicht größer und volkreicher. Es ist wahr, in Schlesien befindet sich dieser Fehler auch, aber nicht so häufig als in der Mark und Pommern; daher denn auch die Bevölkerung daselbst nicht so schlecht ist.

Man könnte wohl nun denken und einwenden, daß das nichts schade, indem der weitläuftigen Feldmarken ungeachtet doch kein Land ungenützt bleibe. Allein das ist bey weitem nicht einerley. Es ist eine allgemeine durch alle Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß ein jedes Feld desto schlechter genutzt werde, und desto weniger Menschen und Vieh ernähre, je größer dasselbe ist,

weil die Bearbeitung desselben weit mehr kostet, und daher der Gewinn davon, gegen die Unkosten, sehr gering ist.

Daher auch ein Stück Feld von gleicher Güte und Größe, das nahe am Orte liegt, vier bis zehn und mehrmal theurer verkauft wird, und eben so vielmal mehr Pacht giebt, als wenn es von dem Orte eine halbe bis eine ganze Meile entfernt liegt. Um nicht weitläuftig zu seyn, will ich nur durch ein Exempel zeigen, wie solches zugehet. Ehe der Pflug nach dem entfernten Felde hinkommt, sind schon die Pferde oder Ochsen unterwegs müde geworden, und das nahe Feld schon umgepflügt. Wenn auf das nahe Feld täglich zwölf Fuder Mist gefahren werden, so können auf das entfernte nur zwey Fuder gefahren werden. Die Mäher haben das Korn auf dem nahen Felde schon abgemäht, ehe die Mäher auf das entfernte angelangt sind. So ist es auch mit dem Korneinfahren beschaffen. Hieraus läßt sich schon mathematisch beweisen, daß der entfernte Acker nicht so einträglich und ernährend seyn könne, als der nahe.

Es giebt aber Hufen, die sich am Orte anfangen und eine ganze Meile fortgehen. Daher

denn der hintere Acker gemeiniglich sehr schlecht bestellt wird, und oft gar keinen Dünger bekommt. Hierzu kommt, daß dergleichen entferntes Land oft nur zur Viehweide genutzt wird, elende Weide und elendes Vieh giebt. Mit einem Worte: die Wirthschaft noch zu viel tatarisch getrieben, d. h., noch zu viel geweidet und zu wenig geackert wird. Daher denn die Stallfutterung bey dergleichen großen Feldmarken nicht emporkommen kann, weil die Leute das Land nicht besser als zur Viehweide zu nutzen wissen. Allein auf solche Weise es zu nutzen, kann es nur bey den Alpenbewohnern, Arabern, Russen u. s. w. allein entschuldiget werden, weil die Alpen, Wüsteneyen und Steppen zu sonst nichts anders zu gebrauchen sind. In der Mark aber sind die Viehweiden größtentheils vortreffliches oder gutes Land, welche aber das Vieh nicht satt machen. Denn auf einem guten Lande kann ohnmöglich, und auf einem vortrefflichen noch weniger Etwas wachsen, wenn das Land von uralten Zeiten, wie eine Tenne, feste getreten worden, und wenn die Spitze eines jeden Grases, sobald es hervorkommt, abgebissen wird.

Man hat diesem Uebel durch einen Aufwand

von Landesgeldern abzuhelfen gesucht, und Vorwerke anlegen lassen. Allein dieses kann wohl dem Gutsherrn etwas helfen, aber den Unterthanen und zur Vermehrung der Bevölkerung nichts, indem dadurch eben so, wie durch die Koppelwirthschaft, sie vielmehr vermindert wird, weil die Herrschaft nicht mehr so viel Leute braucht.

Wenn aber die Vorwerke so angelegt würden, daß einige Unterthanen mit hin verlegt würden; dann wäre es etwas anders.

Die schlechte Bevölkerung entstehet also aus den großen Feldmarken, wodurch geschieht, daß ein großer Theil des Ackers sehr elend bearbeitet wird, und ein sehr großer Theil zu einer armseligen Weide dient.

Der Hufenschlag also ist der Bevölkerung verderblich, 1) weil davon ein Theil immer zur Weide und Brache liegen bleibt, 2) weil der Bau derselben in der Ferne so viel kostet, und 3) weil der Besitzer denselben nie anders und besser zu nutzen die Erlaubniß hat, als es die Gewohnheit, oder der alte Schlendrian mit sich bringt, und als es der große Haufe will. Daher bekommt eine Kirche für 60 Morgen Land 40 Rthlr. Pacht, und für 3 Morgen Land nahe an der Stadt 60 Rthlr.

Das ist in meinen Augen der wichtigste Fehler, weil ich ihm allein die Ursache zuschreibe, warum die Mark schlechter als Schlesien bevölkert ist.

Die zweyte Ursache ist die bereits im vorigen Abschnitte angeführte, nach welcher viele Bauer- oder kontribuable Hufen im Besitze der Gutseigenthümer sind.

Endlich kann auch etwas gleich im Anfange der Grund zu einer schlechten Bevölkerung gelegt geworden seyn, daß man die ehemaligen Wenden in Brandenburg und Pommern, und die Litthauer in Ostpreußen zum Pabstthum bekehrte, und dabey zum Theil verjagte. Da war freylich das Land überflüßig, daß sich die deutschen Colonisten so viel nehmen konnten, als sie wollten. Die Herrscher über Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen und Lausitz aber waren klüger. Sie ließen ihre Unterthanen, welche auch Wenden oder Slaven waren, zum Pabstthum bekehren, verjagten sie aber nicht. Darum sind diese Länder so bevölkert geblieben, und die Einwohner — obschon sie noch dem größten Theile nach ihre alte Sprache reden — gute und nützliche Unterthanen.

Sechster Abschnitt.

Eine größere Bevölkerung in der Mark und in allen übrigen Provinzen ist nach der jetzigen Verfassung und den jetzigen Umständen unmöglich.

Das erste Mittel, ein Land zu bevölkern, sollen Handwerke und Fabriken seyn. Die Verblendeten, die solches behaupten, haben etwas von Holland, Antwerpen, Chambray, Manchester, Lion, Nürnberg u. s. w. gehört. Allein was in einzelnen Fällen und unter besondern Umständen geschieht, kann man nicht zur allgemeinen Regel machen. Die Fabrikwaaren gehen nur eine Zeitlang. Da alle Nachbaren Fabriken anlegen, wo soll der Absatz herkommen? Die Menschenzahl, die dadurch vermehrt wird, ist gegen ein großes Reich so erbärmlich geringe, daß es nicht der Mühe werth ist, davon zu reden. Hat man doch schon jetzt Mühe, unsere Tücher und unsere Leinwand los zu werden; wie wird es erst in der Zukunft werden?

Dann sucht man die Bevölkerung dadurch zu befördern, daß man das Ansetzen neuer Bürger zu erleichtern sucht; z. E. durch Freyjahre, Bau-

gelder u. s. w. Das ist alles unnütz. Die Bürger werden sich schon allein ansetzen, sobald sie sehen, daß sie als solche Nahrung erwerben können. Ist dies der Fall, so brauchen sie keine höhere Hülfe; ist dies der Fall nicht, so ist alle höhere Hülfe — unzulänglich. Mit einem Worte: der Staat braucht sich um die Bevölkerung einer Stadt gar nicht zu bekümmern. Denn es wandern immerfort eine Menge Handwerksbursche ein, die theils Arbeit finden, theils weitergehen müssen, und die alle sich sehr gern ansetzen, Bürger werden und heyrathen würden, wenn sie nur absehen könnten, wie sie ihr Brod haben würden, weil die meisten Handwerke schon übersetzt sind. Es sind auch immer genug Mädchen vorhanden, die sie gern nehmen würden.

Die Nahrung der Bürger entsteht theils unter ihnen selbst, da ein Bürger für den andern arbeitet, theils vom Lande, da die Bürger für Landbewohner Handwerke treiben, und diese letztern für die Bürger Ackerbau treiben u. s. w. Wenn aber die Bürger unter sich selbst leben sollen, so ist dies zu ihrer Nahrung nicht hinlänglich. Da nun aber die Handwerker in den Städten immer etwas an der Zahl zunehmen, die

Dorfbewohner aber nicht, so gehet dadurch das richtige Verhältniß zwischen Stadt- und Dorfbewohnern immer mehr verloren, und der Zustand der Handwerker nimmt dadurch mehr ab als zu. Freylich in Haupt- und Handelsstädten, wo immer neue Nahrungsquellen geöffnet werden, kann wohl die Bürgerschaft zunehmen, aber man kann dies nicht auf alle Städte ausdehnen.

Uebrigens nimmt die Nahrung der Städte sehr ab. Bier ist nicht mehr Mode. Brandtwein wird zwar entsetzlich viel ausgetrunken, allein die Defraudationen sind hierbey ungeheuer, indem nicht nur auf dem Lande ungemein viel gebrennt, sondern auch davon ungemein viel heimlich in die Städte gebracht wird.

Wenn aber die Menschen sich auf dem Lande vermehren, dann vermehren sie sich in den Städten von selbst. So sind die Städte: Landsberg, Friedeberg und Driesen durch die angesetzten Colonisten in einen ausnehmend größern blühenden Zustand gekommen, als sie vorher waren; obschon sie durch Defraudationen wenigstens um die Hälfte der Vortheile gebracht werden, die sie sonst davon haben könnten.

Nun aber ist eine Vermehrung der Dorfbe-

wohner, nach den jetzigen herrschenden Grundsätzen, gar nicht möglich, weil zwar überflüßiges Land vorhanden ist, aber doch alles Land seinen Eigenthümer hat, und kein Eigenthümer etwas abgeben will.

Siebenter Abschnitt.

Wie viel Einwohner das Preußische Reich ernähren könnte.

Der Fall ist äußerst selten, daß in einem Dorfe die Unterthanen die Hälfte, und die Herrschaft auch die Hälfte Acker besitzen sollte. Der Fall ist weit öfter, daß die Herrschaft allen Acker hat, und einige Kossäthen und Büdner nur etwas weniges. Man kann ganz sicher annehmen, daß die Gutsbesitzer mehr wie zwey Drittel, und die Unterthanen nur kaum ein Drittel im Besitz haben. Indessen bey Aemtern und Stadtdörfern, und denen, die zu milden Stiftungen gehören, haben gemeiniglich die Unterthanen mehr Land inne. Weil aber die Zahl solcher Dörfer gegen die Ritterdörfer sehr geringe ist, so kann man im-

mer im Durchschnitt annehmen, daß sämmtliche Unterthanen nur ein Drittel von allen Aeckern im Besitz haben. Gesetzt also, die übrigen zwey Drittel Landes würden auch von solchen Unterthanen besessen, so sieht man, was für große Bevölkerung dadurch entstehen würde. Denn in diesem Falle würden dreymal so viel Bauern- Kossäthen- und Büdnerfamilien vorhanden seyn, als deren jetzt sind. Da nun nach Verhältniß der Volkszahl auf dem Lande, auch die Zahl der Bewohner der Städte steigen würde, so würde die Mark statt einer Million, 3 Millionen, und das ganze Reich statt 8 Millionen, 24 Millionen haben.

Ich will zu mehrerer Deutlichkeit und Vermehrung anschauender Erkenntniß ein Dorf zum Muster annehmen, wo die Unterthanen die Hälfte, und die Herrschaft auch die Hälfte Acker inne hat, welches aber, wie gesagt, sonst selten der Fall ist, und dessen Beschaffenheit und Einrichtung ich genau kenne, und wornach ein Jeder ein jedes andere Dorf, nach der Beschaffenheit der besondern Ortsumstände, selbst beurtheilen kann.

Das Dorf hat zwölf Bauern, davon jeder ohngefähr Eine große Hufe Land in Besitz hat. Ich kann zwar die Größe einer Hufe nach Mag-

deburgischem Maaße nicht bestimmen. Aber dies thut nichts zum Verständniß der Sache, wovon ich hier rede. Also:

12 Bauern haben	12 Hufen.
20 Kossäthen haben zusammen	6 —
20 Büdner haben nur kleine Gärten.	
zusammen	18 große Hufen.

Eine einzige Familie, die herrschaftliche, hat allein 18 Hufen, und außerdem noch einige einzelne Stücke vortrefflichen Landes.

Das ganze Dorf hat also 36 große Hufen Ackerland. Obschon nun die Bauern und Kossäthen nach der Regel gleich viel Acker haben sollten, nemlich jeder Bauer eine Hufe, und 3 Kossäthen zusammen auch eine Hufe, so ist doch dieses sehr weit gefehlt. Denn der eine hat weit mehr als der andere, und besonders hat mancher Kossäthe so wenig Acker, daß er davon unmöglich zu seinem nothdürftigen Unterhalte hinlängliche Nahrung gewinnen kann.

Außerdem liegt wenigstens eben so viel Acker driesch, welcher nur alle 6 bis 9 Jahre einmal besäet wird, und besonders zur Schaafweide bestimmt ist. Auch befinden sich noch mehrere Stük-

ken Feldes, welche die elendeste Viehweide gewähren, aber einen guten Acker abgeben würden.

Dabey hat das Dorf eine sehr weitläuftige Huthung, welche die vortrefflichsten Wiesen abgeben würde; die aber doch als Viehweide nicht hinlänglich ist, weil darauf, Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine, Schaafe und Gänse unter einander geweidet werden.

Diese 52 Unterthanen-Familien müssen nicht nur das herrschaftliche Land ganz und gar bestellen, und zu dem Ende der Bauer täglich mit Wagen und vier Pferden, nebst zwey Personen, und in der Erndte mit drey Personen, der Kossäthe aber in einer Person täglich, zu Hofe kommen; sondern auch von allem und jedem den Sechsten an die Herrschaft abgeben; z. E. die sechste Taube, das sechste Fohlen u. s. w. Gesetzt nun, die 18 herrschaftliche Hufen würden auch unter 52 neue Familien vertheilt, die Familie sehr geringe zu 5 Personen gerechnet, so wären das in dem einzigen Dorfe 260 Menschen mehr.

Hierbey müßte eine ganz andere Eintheilung gemacht, und das Land nicht mehr in Hufen, wie es in alten Zeiten aus guten Ursachen, die aber jetzt nicht mehr vorhanden sind, geschehen

ist, eingetheilt werden, sondern so, daß ein jeder sein Land auf einem Fleck beysammen hätte, und darum das große Dorf in mehrere Dörfer zertheilt werden. Ja, auf diese Art würden noch mehrere Einwohner angesetzt werden können, ohne den Leuten zu wenig Land zu geben.

Dieses gienge sehr gut an, und die Gutsherren würden dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen. Sie können dabey doch Erb- Grund- und Gerichtsherren bleiben, wenn sie gleich selbst nicht ackern, außer etwas weniges zu ihrem Vergnügen; so wie der König auch Herr ist, obschon er nicht ackert; und wie solches im Magdeburgischen und Halberstädtischen größtentheils der Fall ist. Dieses kann ein jeder selbst ausrechnen, wenn er überdenkt, wie viel Pacht er bekommt oder bekommen kann? und wie viel er für einen jeden Morgen Land, gutes und schlechtes, an Erbpacht jährlich bekommen würde? Weil der Werth des Geldes ungewiß ist, so müßte die Abgabe in natürlichen Erzeugnissen festgesetzt werden. Allein dieses wird freylich nicht leicht geschehen:

1) Weil es noch nirgends geschehen ist.

2) Weil es den Meisten an der nöthigen Einsicht fehlt, um sich alle Schwierigkeiten beant-

worten zu können, und weil sie die Wirthschaft nicht verstehen, indem sie, weder als Soldaten noch als Studirende, Gelegenheit gehabt haben, sie zu lernen; oder weil sie zwar gelernt haben, den alten Schlendrian mechanisch nachzuahmen, nicht aber so viel, daß sie die Wirthschaft aus dem Grunde, d. h. alle Arten derselben, verständen, und nun eine bessere Einrichtung machen könnten.

3) Weil es den Meisten an Gelde fehlt, und sie auf ihre Güter viel schuldig sind; zu solcher Einrichtung aber Geldauslage nöthig ist.

Und daß die Unterthanen dadurch in eine glückliche Lage kämen, ist die Hauptsache.

Achter Abschnitt.

Berechnung, wie viel ein Gutsbesitzer von einer solchen Austheilung seiner Länder an einzelne Familien gewinnen würde.

Wenn ein Gutsbesitzer ausrechnen will, ob er durch ein solches Zertheilen oder Abbauen seiner Ländereyen gewinnen oder verlieren würde; so muß

er 1) darauf sehen, was er durch seine eigene jetzige Wirthschaft gewinnt oder an Pacht bekommt, und 2) darauf, wie viel er einnehmen würde, wenn er für einen jeden Morgen Landes ein gewisses jährlich an Erbpacht oder einer beständigen Abgabe bekommen würde, und wobey er gewisse besondere Einkünfte noch beybehielte, als Holz, Fischerei, Mühlenpacht, Brau- und Brenngerechtigkeit; welche letztern ihm, wegen der verdoppelten Menschenzahl, auch verdoppelt werden würden.

Die Erbpacht aber müßte, wie gesagt, nicht in Gelde, sondern in Roggen festgesetzt werden, oder so, daß ein jeder Scheffel mit so viel Geld bezahlt werden müßte, als er auf Martini, nach dem Mittelpreise, in zweyen oder dreyen benachbarten Städten gegolten hat.

Hierbey kommt nun freylich viel auf die eigenthümlichen besondern Umstände eines jeden Orts an. In dem bereits angeführten Dorfe könnten nicht etwa doppelt, sondern wenigstens viermal so viel wohlhabende Kolonistenfamilien angesetzt werden, und wobey die Herrschaft an Mühlenpacht, Brauerey und Brennerey sehr gewinnen würde. — Vor dem Jahre 1790 gab dieses Gut 1900 Rthlr. Pacht, darunter Müh-

lenpacht und die Braugerechtigkeit mit begriffen war. — Um nun den allergeringsten Satz anzunehmen, so würde ein jeder Bauer, wenn er sein Land zusammen und ohne Frohndienste und zum Eigenthum erhielte, sich sehr glücklich schätzen, wenn er für alles Bisherige 100 Rthlr. jährlich bezahlen müßte. Man erinnere sich, daß er jährlich einen bis zwey Knechte und 4 Pferde, Wagen und Pflug, blos für den Gutsherrn lohnen, ausfuttern und unterhalten, und noch überdies von allem das Sechste, das sechste Kalb, die sechste Henne u. s. w. entrichten muß. Das wären also von den Bauern schon 1200 Rthlr., und von der doppelten Anzahl 2400 Rthlr. Wenn nun die Erbpacht oder die festgesetzte Abgabe in Roggen festgesetzt würde, so stiege auch die Abgabe mit den theuern Kornpreisen.

Noch ein Beyspiel zur Erläuterung. Mit der Wirthschaft eines Gutsbesitzers wollte es nicht recht fort, weil sie sehr beschwerlich und weitläuftig war, und er kam immer tiefer in Schulden. Es geschahe aber dieses ohngefähr vor 20 Jahren, da die Kornpreise sehr geringe waren. Ich rieth ihm, sein Gut zu verpachten. Er aber meinte,

daß er nicht genug Pacht bekommen könnte, und sagte, daß er es ehemals für 900 Rthlr. verpachtet hatte. Darauf fragte ich ihn, wie viel Morgen sein Gut an Ackerland enthielte? Er antwortete: 6000 Morgen. Nun rechnete ich in Gedanken aus, daß, wenn jeder Morgen jährlich 8 Gr. bringt, 6000 Morgen jährlich 2000 Rthlr. einbrächten. Ich fieng daher an zu fragen, ob er mir sein Gut verpachten wollte, wenn ich ihm jährlich 2000 Rthlr. Pacht gäbe? Er sahe mich voll Befremdung an und antwortete nichts. Ich wiederholte meine Frage ernstlich. Er sagte, daß sich dies schon von selbst verstünde; sähe aber gar nicht ein, wie ihm jemand 2000 Rthlr. Pacht geben könnte. Darauf sagte ich: Wissen Sie was, theilen Sie Ihr Land unter lauter Kolonisten aus, und lassen sich von einem jeden jährlich für einen Morgen Land 8 Gr. bezahlen; das macht jährlich von 6000 Morgen 2000 Rthlr.

Der Mann wurde von Freude ganz entzückt, weil ihm die Richtigkeit dieser Rechnung sogleich klar in die Augen leuchtete. Allein bald darauf brachte er, wie ich es schon im voraus vermuthete, allerley Aber vor.

Erstes Aber. Aber ich muß Ihnen sagen,

daß ich nicht lauter Weitzenacker habe; ich habe auch etwas Sandacker.

Ich. Dann nehmen Sie für einen Morgen Weizenacker 1 Rthlr. und noch mehr, und für einen Morgen Sandacker 2 Gr., dann gewinnen Sie noch weit mehr.

Zweytes Aber. Aber das Abbauen wird viel Geld kosten.

Ich. Sie bauen nach und nach ab, und lassen sich so lange von den Kolonisten Hausmiethe bezahlen, bis sie das Haus selbst bezahlt haben. Aber Sie haben dies alles nicht nöthig. Es werden sich Kolonisten genug einfinden, welche sich selbst aufbauen, ja die Ihnen noch das Grundstück baar bezahlen werden.

Noch einige Aber will ich der Kürze halben hier nicht erörtern, weil sie unbedeutend waren. Genug, es wurde aus meinem Vorschlage nichts, wie ich es schon vorher gedacht hatte. Auch hatte ich diesen Vorschlag einigen andern Gutsbesitzern gelegentlich eröffnet. Die meisten von ihnen verwarfen ihn als eine Sache, die nicht einmal einer Ueberlegung werth wäre.

Dieses alles hatte ich schon vor 10 Jahren geschrieben, bin aber, am meisten durch die we-

nige Hoffnung, etwas Gutes damit zu stiften, bisher abgehalten worden, es drucken zu lassen.

Es war daher für mich eine überraschende angenehme Erscheinung, als ich erfuhr, daß schon in Schlesien ein solches Zertheilen oder Dismembriren der Güter zum Theil angefangen habe. Besonders ist hierüber eine sehr gründliche Schrift herausgekommen, welche einem jeden Gutsbesitzer zu empfehlen ist: „Apologie der Güter-Dismembration, wie sie in der allerhöchsten Declaration von 1787 angegeben und empfohlen ist. Breslau 1803." Der vortreffliche Verfasser dieses Werkchens ist der Kammerrath Löwe. Auch die Schrift des Majors von Poser „Ueber die Zulässigkeit der gänzlichen Dismembration adlicher Güter rc. Glogau 1803," ist lesenswerth; wie auch nicht minder des Kammerkontrolleur Leuperts „Dismembration, wie sie in Schlesien möglich ist rc. Breslau 1804."

Allein so wie überall, so geht es auch hier: Wo Gott ein Tempel gebaut wird, da erbauet sich der Teufel nebenbey sogleich eine Kapelle. Es sind auch sogleich einige Schriften dawider herausgekommen, davon vorzüglich eine von dem Hof- und Kriminalrath Merkel, und die andere

von dem Grafen von Magni unter dem Titel: „Mein Gutachten über die Desmembrationen der Landgüter ꝛc. Breslau 1804," bekannt sind. Die erste ist voll von juristischen Fehlschlüssen, wobey man eine Sache nicht gründlich und unpartheyisch untersucht, sondern nur eine Sache, deren Parthey man erwählt hat, auf eine jede Art zu beschönigen und zu bemänteln, die gegenseitige Sache aber gehässig und verächtlich zu machen sucht. Die Schrift des Grafen von Magni aber ist von der Beschaffenheit, daß er sie zu seiner Ehre hätte ungeschrieben lassen sollen. Wem dergleichen Sachen wichtig sind, der wird den großen Unterschied, und auf welcher Seite sich die Wahrheit befindet, von selbst erkennen.

Neunter Abschnitt.

Von der Koppelwirthschaft.

Sie bestehet bekanntlich darin, daß man einen Theil des Ackers zur Viehweide läßt, den Viehstand vermehrt, dadurch mehr Dünger erhält,

und nun den kleinern Theil des Ackers so fett macht, daß er so viel Getraide einbringt, als der sämmtliche Acker bringen würde. Allein die erste Absicht wird wohl erreicht, aber die zweyte schwerlich. Diese Art Wirthschaft kann wohl wenigen und einzelnen Wirthen, z. E. bisher nur in Holstein und Mecklenburg, nützlich seyn, aber sie muß schädlich werden, sobald sie zu sehr ausgebreitet oder gar allgemein wird.

Denn dadurch wird die Bevölkerung vermindert, wenigstens in keinem Falle vermehrt. Wenn nun die Menschenzahl sich nicht, dagegen aber die Viehzucht, und auch wohl das Korn sich vermehrt, so muß dadurch in der Folge der Preis des Viehes, der Butter und des Getraides fallen, welches zum Verderben des ganzen Landes gereichen muß. Denn so wie Fabriken zu Grunde gehen, wenn es ihren Waaren an Absatz fehlt oder zu wohlfeil wird; eben so muß die Landwirthschaft zu Grunde gehen, wenn ihre Erzeugnisse zu wohlfeil werden. Wenn nun im Lande sich diese Erzeugnisse immer vermehren, die Verzehrer derselben aber nicht: wo soll zuletzt Absatz herkommen? Ausländer nehmen sie zwar ab und bezahlen sie theuer, aber nur in solchen Jahren, wenn im

Lande selbst Mißwachs und Mangel ist. Kurzsichtige Menschen werden hierbey schließen und sagen: Das ist ja herrlich, wenn Korn, Butter, Leder, Fleisch rc. wohlfeil wird, für die Handwerker und Fabrikanten. Allein dies kann ihnen nur dann zum Vortheil gereichen, wenn eine solche Wohlfeilheit nur eine kurze Zeit eintritt. Sonst aber hat mich die Erfahrung gelehrt, daß der Städter bey theuren Zeiten immer Brod genug, bey wohlfeilen Zeiten hingegen beständigen Mangel hat, weil in wohlfeilen Zeiten sich der Landmann einschränkt und den Handwerker nur so wenig als möglich zu verdienen giebt. Freylich eine übermäßige Theuerung oder gar Hungersnoth ist schrecklich; aber davon ist hier nicht die Rede, und wird keinesweges durch diese oder jene Art Landwirthschaft gehindert werden. Dawider werden andere Vorkehrungen erfordert.

Daß dies die natürliche Folge seyn muß, hat schon zum Theil die Erfahrung gelehrt. Die Butter stieg sehr hoch im Preise, bis das Pfund zu 10 Gr. Viele Leute wurden dadurch bewogen, sich besser auf die Kuhwirthschaft zu legen. Allein obschon alles übermäßig theuer ist, und hin und her Viehsterben gewesen, so ist in diesem

1805ten Jahre die Butter dennoch an Orten, wo sie schon 8 bis 10 Gr. galt, im Preise so gefallen, daß im Februar, März und April das Pfund für 4 Gr. verkauft wurde, weil in dieser Gegend in der Nachbarschaft die Koppelwirthschaft hin und her eingeführt ist.

Es ist mir traurig, wahrzunehmen, daß, indem die Holsteiner diese sogenannte Koppelwirthschaft als schlecht abzuschaffen anfangen, die Brandenburger hingegen solche als etwas vortreffliches einzuführen anfangen.

Freylich ist die Wirthschaft der Tataren und Kalmucken ihnen einträglich. Aber man sollte bedenken, daß sie ihnen gar nichts einbringen würde, wenn in der ganzen Welt dergleichen Kalmucken-Wirthschaft eingeführt wäre, weil ihnen alsdann niemand ihre Pferde, Ochsen, Schaafe, Häute, Wolle, Talch u. s. w. abkaufen würde. Mit einem Worte: die Landwirthschaft kann nur mit dem Wachsthum der Volkszahl emporkommen, und immer vollkommener werden. Die Volksmenge, und der reichliche Absatz kann nur die Menschen reizen, auf eine bessere und fruchtbringendere Wirthschaft zu denken.

Zehnter Abschnitt.

Ueber die Einwürfe wider diese Vorschläge.

Man wird einwenden, und hat leider schon oft eingewendet, und diese Einwendungen haben sogar höheren Orts Gehör gefunden, daß, wenn so alles abgebauet und mit einzelnen Familien besetzt würde, die Landbauer ihre Gewinnste selbst gebrauchen und an die Städter nichts würden verkaufen können.

Allein 1) kommt diese Sorge viel zu früh, und es wird noch lange Zeit haben, ehe es der Staat wird von Nöthen finden können, daß der übermäßigen Bevölkerung Einhalt geschähe.

2) Ist es ganz ungegründet, daß ein Dorf unter einzelne Familien vertheilt, nicht so viel Erzeugnisse sollte verkaufen können, als ein Dorf, daß nur von einer einzigen Familie bewirthschaftet wird. Ein Stück Acker, das ein Eigenthümer in der Nähe hat und es selbst bearbeitet, bringt zehnmal mehr ein, als ein großer weitläuftiger Acker, der im Großen bewirthschaftet wird. Es ist unglaublich, was für eine große Liebe ein Mensch zu seinem Stückchen Acker hat, und mit

wie großem Fleiß er es bearbeitet, das er als sein Erbeigenthum betrachtet.

3) Würde es nichts weniger als am Fleische mangeln. Der Einwohner wird aus Vorsicht und auch aus Gewinnsucht allezeit mehr erziehen, als er selbst zu brauchen gedenkt. Z. E. Vor dem französischen Kriege waren die Schweine sehr wohlfeil. Sie wurden aber plötzlich sehr theuer. Denn es giengen sehr viel Schweine aus der Mark und Pommern nach dem Rhein. Einige kurzsichtige Leute, die immer wollen, daß der eine Stand auf Kosten des andern bereichert werden soll, murrten darüber, und meinten, der König sollte die Ausfuhre verbieten. Alle Jahre kamen immer mehr Käufer, und die Heerden wurden unglaublich vermehrt, aber der Preis stieg nicht, sondern fiel eher ein wenig. Jeder legte sich auf die Schweinezucht, und Leute, die sie sonst gekauft hatten, erzogen sie sich selbst. Beym Frieden hörte die Ausfuhre plötzlich auf. Bey einem Amtmann sahe ich 150 Stück Schweine, die er zugezogen hatte. Er klagte, daß die Schweine nichts gelten, weil, wie er meinte, das Austreiben derselben in fremde Länder verboten wäre. Er hätte gehofft, dadurch

ein schönes Stück Geld zu erwerben; aber nun wäre es nichts. Er würde das künftige Jahr kein Narr seyn, und mehr Schweine, als er selbst in der Wirthschaft brauchte, erziehen; er könnte sein Korn besser anwenden u. s. w. Obschon also dieses Jahr die Schweine überflüßig waren, so waren sie doch nicht oder nur wenig wohlfeiler, weil die andern Wirthe auch so dachten, wie der Amtmann, keine Narren zu seyn und Schweine zu erziehen, und daher ihre jetzige Schweine, wenn sie sie nicht ziemlich gut verkaufen konnten, für die Zukunft behielten, und keine andern aufzogen. Die Folge war, daß von nun an fast weniger Schweine erzogen wurden, als im Lande gebraucht werden, und daher theurer wurden und theurer blieben, als vorher bey der Ausführung außer dem Lande.

Ein zweyter Einwurf, der gemacht werden kann, ist, daß die Schaafzucht dadurch leiden würde. Dieser Einwurf ist nicht ganz ohne scheinbaren Grund. Denn sollte einmal die Kalmuckey in eine ordentliche Landwirthschaft verwandelt werden, so wird die Weide, und also auch die Viehzucht, wie es scheint, daselbst abnehmen. Allein es scheint nur so, und sie könnte vielleicht

noch zunehmen. Denn es ist erstaunlich, wie viel Ochsen und anderes Vieh aus den Fränkischen= Schwäbischen= und Rhein=Gegenden nach Frankreich geführt werden, wo die Güter sehr zertheilt und klein sind, und wo nur wenig Viehweiden sind. Ich kenne zwey Dörfer, die zusammen grenzen, einerley Acker, einerley Lasten haben und sich völlig in einerley äußerlichen Umständen befinden, mit dem einzigen Unterschiede, daß das eine Dorf keine Viehweide hat, und daher genöthiget ist, sein Vieh am Stricke zu hüten oder es größtentheils im Stalle zu füttern. Dieser einzige Umstand ist die Ursache, daß die Leute dieses letztern Dorfes wohlhabend sind, Butter, Käse und Vieh verkaufen. Da hingegen die des Dorfs mit einer guten Viehweide sich in elenden Umständen befinden, und öfters gezwungen sind, Butter zu kaufen, oder weil sie sie nicht bezahlen können, nur Salz und Brod essen müssen.

Adeliche Bauern dürfen gar keine Schaafe halten. Hingegen in manchen königlichen Dörfern dürfen sie Schaafe halten. Ich kenne dergleichen Dörfer, wo sich die Bauern einige Schaafe nach Willkühr halten, und eben keine besondere Weide für sie haben, und deren Füttern

ihnen mehr Umstände und Mühe, als gewöhnlich verursacht. Aber diese Schaafe sind weit größer und fetter, und geben feinere Wolle, als die gewöhnlichen.

Wenn z. E. die Einfuhre der fremden Ochsen in unser Land verboten würde, so würde dies für ein großes Unglück erklärt werden. Denn viele Leute würden ein paar Jahre wenig oder gar kein Rindfleisch essen können. Allein in einigen Jahren würde es desto wohlfeiler werden.

Eilfter Abschnitt.

Bey der verbesserten Landwirthschaft wird der Zustand der Bauern der Regel nach immer schlechter.

Bey einer geringeren Bevölkerung und überflüßigen Kornländereyen war der Zustand der Unterthanen viel besser. Denn

1) Es wurde weniger Land beackert, es waren auch weniger Fuhren in weit entlegene Städte nöthig, und die Bauern wurden also nicht so sehr angestrengt.

2) Es lag vieles Land driesch, und es war überflüßige Viehweide vorhanden.

3) Es war überflüßiges Holz vorhanden, und der Bauer hatte es umsonst.

Nun aber wird mehr Land geackert. Allein dadurch gewinnt der Bauer nichts, sondern er verliert an der Viehweide, und muß nun mehr Acker für den Gutsherrn bestellen, da er ehemals aus Mangel an Arbeit frey war.

Es werden Schonungen zum Holzaufwuchs angelegt, und dadurch dem Bauer die Viehweide geschmälert.

In einem Dorfe z. E. war ein Bruch, aber so tief, daß das Vieh nicht hinein kam, und war sogenannte Freyheit. Es wuchs darin herrliches Gras, und Jedermann stand es frey, daraus so viel Gras zu holen, als ihm beliebte, oder nachdem er fleißig war. Weiber und Mägde holten daraus den ganzen Sommer Gras für ihre Kühe. Aber da das Holz so theuer verkauft werden kann, so ist dies abgeschafft, und es sollen darin Elsen wachsen.

In einem benachbarten Dorfe hatten die Bauern, wie überall, freyes Holz. Allein da das Holz theuer geworden ist, so verkauft der

Gutsherr jährlich ohngefähr 50 Klaftern. Das giebt Geld. Der Bauer kann zusehen, wo er welches bekommt. Wie? sollte ein Gutsherr nicht schuldig seyn, seinen Leibeigenen das nothdürftige Holz zu geben, das er an Fremde verkauft?

Daher werden öfters landesväterliche Verordnungen und das, was an sich löblich ist, zum Druck der armen Unterthanen gemißbrauchet. Z. E. So maßten sich zwey Herrschaften einen Theil des vortrefflichsten Ackers, der der Gemeinde gehörte, an, umzäunten ihn und bepflanzten ihn mit Maulbeerbäumen. Was sollten sie machen? Es war ja die allergnädigste Intention des Königs, daß Maulbeerbäume gepflanzt werden sollten u. s. w. Die Maulbeerbäume sind freylich alle schon lange fort; aber es sind doch nun zwey hübsche herrschaftliche Gärten da.

Bey der verbesserten Landwirthschaft verliert der Bauer dadurch, weil keine Vorkehrung getroffen ist, daß er zugleich mit gewönne. Was eine Gemeinheit war, das wird ein ausschließendes Eigenthum des Gutsherrn, und also dem Bauer sein bisheriger Antheil entzogen.

Der Druck und das Elend der Bauern ist freylich nicht überall gleich. Es rührt diese Ver-

schiedenheit daher: ob die ehemaligen Gutsbesitzer mehr oder weniger religiös waren, und ihren Unterthanen mehr oder weniger ließen. Daher findet man in einem Dorfe sehr ehrliche, gesittete, reinliche und wohlhabende Leute, und gleich in einem Dorfe dabey, abgehungerte, tückische, arme, säuische Leute. Diese Verschiedenheit ist durch keine Gesetze sanctionirt, sondern es ist Observanz. Die Regierung giebt es nun nicht zu, daß den Bauern directe mehr aufgelegt wird, als es bisher in Gewohnheit gewesen ist. Allein vieles geschiehet durch List, besonders bey den oben erwähnten ehrlichen und gutmüthigen Leuten. So ist besonders die so sehr angepriesene sogenannte Separation, die aber, wie ich hernach zeigen werde, zu nichts hilft, eine schöne Gelegenheit gewesen, auf Kosten der Unterthanen sich Vortheile zu verschaffen.

So haben die Unterthanen in manchen Dörfern die Freyheit, so viel Bienen zu halten als sie wollen, manche nur gegen eine jährliche Abgabe; manche aber schlechterdings nicht. Die Regierung, wenn ich nicht irre, würde die Bauern in der Freyheit, Bienen zu halten, schützen, wenn sie sie bisher gehabt hätten. Aber die Bauern

sind theils sehr unwissend, theils zu furchtsam, weil sie nach der Erfahrung gemeiniglich verlieren, indem sie zu dumm sind, allen Arten von List und Schlingen zu entgehen.

Die Industrie aber, die Güter übermäßig theuer zu bezahlen, und sich durch größern Druck der Unterthanen schadlos zu halten, nimmt immer mehr zu. Z. E. Jemand erkaufte neulich ein Gut. Das erste Mittel, durch den Abbruch der Unterthanen sich zu bereichern, war die so gepriesene Separation. Allein weil die Bauern schon elend, und daher zugleich sehr tückisch und desperat waren, so wollten alle mögliche Künste nichts helfen. Daher kam es zum Prozeß, und der Käufer sahe sich genöthiget, sich so zu separiren, daß die Bauern nicht betrogen wurden.

Ein anderer Käufer kaufte sich lieber ein Gut in Westpreußen an, weil da die Bauern noch dümmer sind, als in der Mark, und also sich eher mißhandeln lassen. Und siehe! es gelang vortrefflich. Er legt ihnen noch einmal so viel Lasten auf, regiert sie auf militärischen Fuß, und befiehlt ein jedes bey 50 Prügeln — und die armen Unterthanen muckſen nicht.

Ein anderer Käufer befahl, sogleich alle Bie=

nen abzuschaffen. Die Unterthanen baten ihn flehentlich, ihnen zu erlauben, die Bienen zu halten, wie es ihnen bey ihren ehemaligen — und wirklich sehr harten — Herrschaften erlaubt gewesen ist. Dieses flehentliche Bitten rührte den neuen Gutsherrn so sehr, daß er es ihnen erlaubte, nach wie vor, ihre geliebten Bienen zu behalten — wenn sie ihm die Hälfte Honig und Wachs abgäben.

Es sind dies alles nur einige Bruchstücke und bloße Winke. Ich denke aber in einer besondern Schrift die wahre Gestalt der Leibeigenschaft im Churfürstenthum Brandenburg darzustellen.

Zwölfter Abschnitt.

Von den königlichen Aemtern.

Die Frage, was der König oder der Staat thun könne oder dürfe, um nicht nur dem Mißbrauche zu widerstehen, sondern auch das, was durch den Mißbrauch eingeschlichen ist, wieder herzustellen, z. E. zu befehlen, die ehemaligen Bauerhufen

wieder mit Bauern zu besetzen u. s. w., will ich ich hier nicht untersuchen. Es könnte auch leicht hier so kommen, was ein berühmter Schriftsteller vom König Friedrich Wilhelm dem Ersten schreibt: daß sein großer Fehler, den er begangen, indem er die Lehngüter in der Mark allodial gemacht habe, daher rühre: Weil er so schlechte Juristen gehabt hätte.

Ein menschenfreundlicher Pommerscher Regierungsrath erzählte mir vor einigen Jahren triumphirend, was nun für eine schöne Einrichtung — ich glaube durchs neue Gesetzbuch — in Pommern würde gemacht werden. Ich fragte ihn hastig: wird die Leibeigenschaft aufgehoben? Er stutzte — fieng an zu stammeln: das wohl nicht; aber — Nun, fiel ich ihm in die Rede, worüber freuen Sie sich denn? Was können alle Ihre erbärmlichen Pflaster helfen, wenn Sie nicht die Wunde von Grund ausschneiden oder ausbeizen wollen u. s. w. Das ist wohl alles wahr, fuhr er fort, aber bedenken Sie doch auch, wie hart es seyn würde, wenn man eine solche Einrichtung, die freylich weder durch göttliche noch menschliche Gesetze, sondern bloß durch die Ge=

wohnheit entstanden ist, aber nun doch schon so lange besteht, wieder aufheben wollte.

Doch dem sey wie ihm wolle, und lasse alle diese Betrachtungen fahren. Allein hier frage ich billig: warum macht denn der Staat, oder der König, mit denen Ländereyen, die er zum Glück noch völlig in seiner Gewalt hat, und sie noch nicht weder verliehen noch verschenkt hat, keine dergleichen Einrichtungen? Bebauet nicht einmal die wüsten Dörfer und Bauerhöfe! Was soll ihm der Acker, da er ihn nicht selbst bestellen kann, sondern nur verpachten muß, welches allezeit zum Druck vieler Tausenden, und zur Bereicherung eines Einzigen geschieht?

Daß die Aemter zur Bereicherung eines Einzigen dienen, erhellet schon daraus, daß, wenn man ein Amt auf einige Jahre in Pacht bekommen kann, man 6 bis 10,000 Rthlr. Abstand giebt. Ein junger Mensch, welcher nicht recht lesen und schreiben konnte, auch nur 800 Rthlr. im Vermögen hatte, hatte sich bey dem Kammerpräsidenten beliebt zu machen gewußt, und bekam daher ein Amt in Pacht. Für die Caution sorgte auch der Präsident. Er mußte eine Schuld von 12,000 Rthlr. machen. Nach acht Jahren

starb er, und es fand sich, daß er nicht nur die 12,000 Rthlr. bezahlt hatte, sondern er ließ seinen Erben auch noch 18,000 Rthlr. sage: achtzehn Tausend Reichsthaler, nach.

Man hat den Grundsatz angenommen, die königlichen Aemter nicht an die Meistbietenden zu verpachten, sondern nach — nach — Gunst, oder demjenigen, welcher der würdigste dazu zu seyn scheint, aus dem Grunde, damit der Amtmann, wenn er zu viel geboten hätte, nicht dadurch genöthiget werden möge, die Unterthanen zu drükken. Allein das kommt darauf an, ob er sie drücken darf, und nicht darauf, ob er viel oder wenig Pacht giebt. Je mehr und öfter er die Schaafe scheeren, und je weniger Futter er ihnen geben kann, desto besser! Doch, das wird er nicht thun; er wird die Schaafe weder zu viel scheeren, noch ihnen zu wenig Futter geben. Denn sie möchten ihm sonst krepieren, und dann hätte er mehr Schaden als Nutzen. Ueber dieses muß er das Inventarium von Schaafen vollständig zurücklassen, oder die fehlenden Schaafe nach der Taxe bezahlen. Hingegen mit den Unterthanen verhält es sich ganz anders. Es kann ihm gleich viel gelten, ob sie fett oder mager sind,

die Wolle bekommt er doch, und ob sie sterben oder nicht, es bleiben ihrer doch genug übrig, und er hat nicht nöthig, andere zu kaufen; mithin sind ihm die Schaafe und alles andere Vieh viel lieber. Auf diese Art haben die Unterthanen von dieser Einrichtung, daß die Aemter nicht an den Meistbietenden verpachtet werden, keinen Nutzen, und dem Staate oder dem Könige entgeht dadurch ein rechtmäßiger Gewinn, der einigen wenigen Privatpersonen zu Theil wird.

So klar und deutlich alles dieses ist, und ohne alle Spitzfindigkeiten gesagt ist, so wird es darum doch nicht an scheinbaren Einwendungen fehlen. Eine Einrichtung mag noch so unvernünftig und schädlich seyn, so widersetzen sich doch ihrer Abschaffung alle die, welche auch oft nur einen geringen Nutzen davon haben — ach! auch die Guten und Rechtschaffenen. Denn der Eigennutz verblendet wider Wissen und Willen den Verstand, und verführt das beste Herz.

Dreyzehnter Abschnitt.

Wie die königlichen Aemter besser, bevölkerter, einträglicher und menschenfreundlicher können eingerichtet werden.

Wenn ich von dem traurigen Zustande der Bauern rede, so verstehe ich darunter keineswegeses Amtsunterthanen. Deren Zustand ist größtentheils erträglich, und keinesweges die Menschheit empörend, oft gar vortrefflich und glücklich, und nur hin und her ganz elend.

Die Hauptsache ist hier, daß König Friedrich der Zweyte Justizämter errichtet hat, daß nun nicht mehr, wie ehemals, und wie solches noch bey Rittergütern der Fall ist, Kläger und Richter eine Person ist. Zwar sind der Justizamtmann und der Wirthschaftsamtmann gute Freunde; aber diese Einrichtung ist doch so beschaffen, daß man den Unterthanen wenigstens nicht grobes Unrecht thun kann. Mit einem Worte: die Herrschaft kann sie nicht willkührlich behandeln.

Allein, wenn auch von dieser Seite sich alle Amtsunterthanen eines gleichen Vortheils zu er=

freuen haben; so ist es doch in Ansehung aller andern Vortheile unter ihnen ein gewaltiger Unterschied, und es giebt viele unter ihnen, die sich in den armseligsten und elendesten Umständen befinden.

Denn hier bleibt es bey der alten Verfassung und wird keine Veränderung gemacht. Die von uralten Zeiten in einer guten Verfassung waren, sind es noch, und die in einer elenden Verfassung waren, sind es auch noch; d. h. manche haben viel und schönen Acker, herrliche Wiesen, keine Hofe= oder Frohndienste, sondern geben jährlich ein gewisses. Andere hingegen haben erbärmlichen und weitläuftigen Acker, schlechte Viehweide, keine Wiesen und viele und schwere Frohndienste.

Alle diese Uebel können nicht nur zum Vortheil dieser Elenden, sondern auch zum großen Vortheil des Staats abgeschafft werden.

Es müssen nehmlich die Aemter anders eingetheilt, kleinere Feldmarken und mehrere Dörfer angelegt, die Hofedienste abgeschafft, den alten Unterthanen ihr Land beysammen hinter dem Hause erblich, gegen eine jährliche Abgabe von Erzeugnissen, gegeben, und den neuen Untertha=

nen auch gegeben und verkauft werden. Mit einem Worte: völlig so, als bey den Kolonisten in den Brüchen geschehen ist.

Dabey müssen die Dörfer nicht mehr so, wie jetzt, im Moraste erbauet werden, sondern wenn es angeht, auf der Höhe oder auf dem Sande. Der gute Boden muß so viel als möglich hinten, und der Sand am Hause kommen. Der Sand wird bald fruchtbar werden, wie ich solches aus der Erfahrung gesehen habe. Der Ackermann, der alles sein Feld, das er, wie er will, zur Huthung oder zum Acker brauchen kann — wird aus Langerweile den schlechten Boden fruchtbar machen. Die einzelnen beysammen liegenden Aecker bringen weit mehr Nutzen, werden daher so theuer bezahlt. Wiesen und Flecke Landes, von denen es schwer hielt, sie umsonst unterzubringen, kosten jetzt 2 bis 4000 Rthlr. Ein Ausländer verkaufte seine Kolonie, die er umsonst bekommen hatte, für 40,000 Rthlr. Schon vor 20 Jahren wollte er sie nicht für 8000 Rthlr. verkaufen. Ja, sagt man, die theuren Kolonieen haben lauter fruchtbares Land. Aber nein, alle nicht. Es giebt theure Kolonieen, auf welchen ohne Düngung gar nichts wächst.

Noch ein sehr bekanntes Exempel, welches man sich überall als etwas besonderes erzählt. Ein Bauergut sollte auf dem Amte an den Meistbietenden verkauft werden. Es waren dabey zwey große Hufen herrliches Land. Allein es waren keine Käufer da, wenigstens Niemand der die Taxe, etwa 80 Rthlr., erfüllen wollte. Von ungefähr war ein Geschäftsmann zugegen. Bey den Schwierigkeiten, den Bauerhof unterzubringen, wurde er darauf aufmerksam, und erkundigte sich nach den Umständen. Es kam ihm sonderbar vor, daß zwey große Hufen schönes Land nicht 80 Rthlr. werth seyn sollten. Er gab die 80 Rthlr.

Von nun an machte er sich das ganze Feld bekannt, welches sehr groß war. Hinten an der Grenze war recht gutes Land, das aber wegen der Entfernung theils zu nichts als zu einer elenden Weide, theils aber schlecht beackert wurde, weil es nicht gedüngt werden konnte und wenig einbrachte. Wißt ihr was, Kinder, sagte er zu den Bauern, ich habe zwey Hufen gutes Land gekauft, und kann sie nicht recht brauchen u. s. w., ich will mit euch tauschen. Theilt euch die Hufen ein, nebst den Wiesen, und gebt mir da=

für von eurem Hinterlande, das euch so wenig einbringt, eben so viel, und auch noch etwas wegen der Huthung, indem mein Vieh nicht auf eure Weide kommen soll. Die beyden Hufen gutes Land nahe am Dorfe können euch mehr nutzen u. s. w. Die Bauern betrachteten den Geschäftsmann als einen Mann, der nichts von dem Ackerbau verstünde, und daher thörichterweise schlechtes entferntes Land gegen nahes und gutes austauschen wollte, und giengen den Vorschlag ein.

Darauf baute der Geschäftsmann auf seinem Fleck Landes ein Wohnhaus, Ställe, Scheune, fängt ihn an zu ackern, wie ein jeder andere Kolonist — und verkauft ihn bald darauf wieder für 4000 Rthlr. — Neuerlich aber ist dies Bauergut für 24,000 Rthlr. verkauft worden.

Vierzehnter Abschnitt.

Die jetzt so sehr empfohlene Separation kann zu nichts helfen.

Man sieht, daß ich zur Bevölkerung und zum Wohl des Vaterlandes eine Zertheilung der Gü-

ter und eine Separation vorschlage, so, daß ein Jeder sein Stück Land beysammen und so nahe als möglich an seiner Wohnung haben solle, weil da die Bestellung viel bequemer und wohlfeiler ist, und weit mehr Frucht bringet, andere unschätzbare Vortheile hier nicht zu wiederholen.

Diese Vortheile sind gar zu einleuchtend, und daher ist das Empfehlen der Separation zur allgemeinen Mode geworden. Weil aber die Meisten immer nur an den Worten kleben bleiben, ohne allemal die Begriffe, welche durch die Worte bezeichnet werden sollen, rein und vollständig zu haben, so lassen sich Viele schon mit dem bloßen Worte Separation abspeisen und begnügen, ohne nur genau zu untersuchen, worin eigentlich diese oder jene Separation bestehe? und was sie eigentlich nutzen soll? Ob dabey nicht Betrügereyen vorgehen, wie bey allen andern Theilungen? u. s. w.

Daher ist die Separation, die ich anpreise, weit von derjenigen verschieden, die jetzt allenthalben, und sogar durch Austheilung von Prämien, empfohlen wird. Diese Separation aber besteht darin, daß der herrschaftliche Acker und der Unterthanenacker, nach Möglichkeit, jedoch

ohne Zwang, von einander abgesondert werden soll.

Der Bauer will aber gemeiniglich in die Separation nicht einwilligen. Er muß daher mit Güte, durch allerley List, Ränke, Drohungen, Versprechungen dazu gebracht werden. Die Gelehrten und andere Städtebewohner, deren Verstand nur in Sammlungen von gewissen Meinungen besteht, ohne Gelegenheit zu haben, die Richtigkeit oder Falschheit dieser Meinungen durch eigene Erfahrung und anschauende Untersuchung zu prüfen, nehmen diese Weigerung für einen offenbaren Beweis an, daß der Bauer eigensinnig, halsstarrig und dumm sey. Das letztere ist freylich leider wahr; aber das erstere nicht. Da die Dummheit des Bauers für die Willkühr so vortheilhaft ist, so ist es vergeblich zu hoffen, daß der Schulunterricht allgemein auf den Dörfern verbessert wird. Der guten Herren werden immer weniger; und nach der jetzigen herrschenden Denkungsart ist es ganz natürlich, daß deren in der Folge immer noch weniger werden müssen. Alles muß seine Ursache haben. Niemand aber ist im Stande anzuzeigen, wodurch Gewissenhaftigkeit in den Menschen gewürkt werden solle, da, wo obrigkeitliche Auf-

sicht und Strafen nicht hinreichen können! — Der folgende Schluß: Weil der Bauer die Separation nicht will, so muß sie ihm nachtheilig seyn, wäre daher viel vernünftiger und natürlicher. Kein Mensch und kein Thier stößt das von sich, wovon er Nutzen sieht. Warum haben denn die Bauern in die Separation mit jenem Geschäftsmanne eingewilliget?

Was in der Welt soll denn eine solche Separation helfen, oder wem soll sie nutzen? der Herrschaft oder den Bauern? Sie nutzt entweder allen beyden gar nichts, mithin verursacht sie unnütze Kosten; oder sie nutzt nur Einem von beyden und schadet dem andern. Wenn sie also der Herr verlangt, so sieht er davon Nutzen, mithin schadet er dadurch den Bauern. Ich frage noch einmal: wozu soll sie nutzen? Das hätte man vorher ausmachen und ins Licht stellen sollen, ehe man es anpreiset und dadurch den Herrschaften eine neue Gelegenheit giebt, den armen Unterthanen Abbruch zu thun.

Die Sache verhält sich aber so. Die herrschaftlichen und Bauer-Hufen sind in allen Feldern unter einander gemischt. Sie fangen sich am Dorfe an, und gehen in Eins fort. Alle

Hufen sind sich dadurch ziemlich gleich, gleich nahe und gleich weit, gleich gutes und gleich schlechtes Land. So wird auch zuweilen, aber selten, alles Vieh heraufgebracht und gemeinschaftlich gehütet. Gemeiniglich aber hat die Herrschaft die Vorhütung u. s. w. Bey Vermischung also ist sich der Herr und Unterthan gleich. Beyde haben einerley guten und schlechten, nahen und entfernten Acker, gleichen Vortheil und gleichen Schaden.

Was soll aber nun das helfen, wenn diese Mischung aufhört? Wenn alles Feld völlig einerley gleich fruchtbar, gleich weit oder nahe ist, was nutzt es, wenn es abgesondert wird, da das Beackern dadurch weder erleichtert noch erschwert wird? Ist aber ein Feld besser und bequemer zu ackern als das andere, so darf ja die Herrschaft es nur den Bauern anbieten, sie werden gleich ohne Juristen und ohne Prämien zugreifen, weder tückisch, noch eigensinnig, noch dumm seyn. Wenn also der Herr sich separiren will, so sucht er dadurch einen Vortheil, zum Nachtheil der Unterthanen, sich zu verschaffen, weil es an sich, mit Billigkeit eingerichtet, ihm nichts hilft. Alle Separationen, die ich untersucht habe, nur zwey-

ausgenommen, sind zum Nachtheil der Bauern geschehen. Denn der neue Acker, den sie bekamen, war der schlechte und der weiteste. Dabey hatte sich die Herrschaft das Recht vorbehalten, dieses den Bauern abgetheilte Feld auch mit ihrem Viehe zu behüten, ohne daß die Bauern mit ihrem Vieh auf das Herrschaftliche kommen dürfen.

Die Herren, die dergleichen Separation durchgesetzt hatten, waren — brave und rechtschaffene Männer. Wie aber die Männer bey dergleichen Separation verfahren mögen, die nicht brav und rechtschaffen sind, weiß ich nicht.

Wenn aber die Separation so eingerichtet würde, als wie ich sie hier vorschlage, daß ein jeder Bauer seinen Acker an seinem Hause beysammen bekäme — dann wäre sie eher der Aufmunterung werth.

Ein sehr braver und rechtschaffener Mann erkaufte ein Gut, und suchte sich mit den Unterthanen zu separiren. Weil ihre ehemalige Erbherrschaft von uralten Zeiten her fromme und menschenfreundliche Menschen waren, so waren auch diese Unterthanen sehr gutgeartete Menschen, und die ihre Herrschaft liebten. Und gerade

solche Art Bauern sind es, die sich am ersten überlisten lassen. Da der neue Gutsbesitzer wirklich ein guter Mann war, so waren sie ihm auch gut. Weil aber dasjenige Feld, was er den Bauern bestimmt hatte, auf der ganzen ungeheuren Feldmarke das einzige schlechte Land war und an der Grenze lag, so wollten sie sich das nicht gefallen lassen. Man mußte daher alle mögliche Künste aufbieten, und sie mit List dazu zu bringen suchen. Ein jeder Kenner der menschlichen Natur wird wohl wissen, daß auf der einen Seite Einer und auf der andern Viele, der Eine große Vortheile hat, daß es leicht sey, die Viele zu trennen, uneinig zu machen, durch Geschenke, Bestechung, und Versprechungen einige zu blenden, daß sie wegen eines gegenwärtigen Vortheils das allgemeine Beste aufopfern. Aber alles wollte nichts helfen. Man wurde endlich genöthiget, das Loos entscheiden zu lassen. Man theilte das Feld in mehrere Theile ein, die an Größe dem den Bauern angebotenen schlechten Theile ohngefähr gleich waren, und das Loos sollte entscheiden, welchen Theil des Feldes die Bauern haben sollten. Unglücklicherweise hatten die Bauern zu dem Loose mehr Zutrauen. Es war ihnen gar

nicht wahrscheinlich, wie es ihnen auch vorgespiegelt wurde, daß uneer so vielen Loosen sie das schlechteste treffen würde. Ein Knabe mußte die Loose aus dem Huthe des Gerichtshalters herausholen. Und o Wunder! es traf die Bauern dasjenige Loos, welches ihnen dasjenige Land zu erkannte, welches ihnen der Herr schon längst zugedacht hatte. Um Ehre zu haben, rühmte sich der Gerichtshalter der Künste, die er dabey angewendet hätte. Seit dieser Zeit sehen die Unterthanen nicht mehr so heiter und zufrieden aus; sind auch nicht mehr so gutartig; verfluchen ihren Herrn immer noch nach seinem Tode; freuen sich, und sehen es für Gottes Strafgerichte an, daß es seinen Kindern nichts geholfen hat, und sie das Gut schon vergeudet haben.

Man könnte sich wundern, wie ich einen solchen Gutsherrn einen ehrlichen und guten Mann nennen könnte. Als ein solcher galt er überall, und als ein solcher bewies er sich überall. Allein, er hielt es nicht für unehrlich und wider ein gutes Gewissen, eine Sache, die man bezahlt hat, so gut und so vortheilhaft zu nutzen, als es nur möglich ist. Nun aber war ja sein Gut und seine Leibeigenen eine solche

Sache, die er gekauft und richtig bezahlt hatte. Wie sollte es ihm einfallen können, daß es unrecht wäre, seine erkauften und bezahlten Menschen so gut zu nutzen, als es nur möglich ist. Daher ist es nichts seltenes, Herren zu finden, die gegen alle Menschen großmüthig, gerecht, unpartheyisch, wohlthätig, barmherzig sind, nur gegen ihre Leibeigenen nicht.

Ein anderes Beyspiel, wo das Bevortheilen wegen Hartnäckigkeit der Bauern nicht gelang, habe ich schon oben beygebracht.

Indessen weiß ich doch ein Beyspiel anzuführen, wo ein Gutskäufer seine Bauern nicht betrügen wollte. Nach dem Kauf war sein erstes Wort: „Separation!“ und sein zweytes zu den Bauern: „Kinder! ich will Euch nicht betrügen; geht hin, sucht Euch das beste Land aus, das soll Euer seyn!“ und die Separation geschah sogleich ohne alle Umstände, und unter Anbetung und Bewunderung von den Bauern ihres neuen Herrn.

Man wird noch einwenden können, daß diese Separation doch dann nothwendig sey, wenn man jetzt die zur Mode werdende Koppelwirthschaft einführen will. Aber nein! Ist sie so vortheil-

haft, nun so lasse man die armen Unterthanen mit daran Theil nehmen. Man richte das Herrschaftliche sammt dem der Unterthanen auf gleiche Weise ein, und lasse ihnen zugleich mit die dabey gewonnenen Vortheile nach Verhältniß genießen.

Funfzehnter Abschnitt.

Wie eine solche Verbesserung der königlichen Aemter eingerichtet werden könne?

Zur Erläuterung, wie eine solche Einrichtung gemacht werden könne, will ich ein Amt, das ich im Sinne habe, zum Muster erwählen. Die meisten Aemter sind ihm gleich.

Daß Amt hat viel Dörfer und Vorwerke. Ein großes Vorwerk z. E. hat eine Feldmark wie ein großes Dorf. Ob es ehemals ein Dorf gewesen, weiß ich nicht. Es hat einen Unterpächter, einen Schäfer und ein paar Hausleute. Der Unterpächter zahlt an den Generalpächter 1500 Rthl. Da nun der Amtmann seinen Provit haben muß, so ist es ganz natürlich, daß der König die

1500 Rthlr. lange nicht ganz erhält. Dabey liegt ein großes Dorf, eine halbe Meile entfernt. Die Bauern, Kossäthen u. s. w. dieses Dorfs, müssen, die erstern mit Pferde und Wagen, und die andern zu Fuße — wöchentlich fünf mal — zu Frohndiensten auf das Vorwerk kommen, mithin, da das Feld weitläuftig ist, oft eine Meile fahren. Dafür nun, daß die Bauern des Königs täglich mit Pferde und Wagen auf das Vorwerk hin müssen, bekommt der König jedesmal — 6 Dreyer. Denn so hoch wird ein solcher Dienst nach dem Pachtanschlag berechnet. Wie viel der König von einem Fröhner zu Fuß bekommt, weiß ich nicht. Wie sehr würde man spotten, und sich dabey als eine aufgeklärte Nation viel dünken, wenn man läse, daß eine solche Einrichtung — in irgend einem fremden Lande statt fände.

Wenn aber nun der König das Vorwerk mit Kolonisten besetzen ließe — die Kolonisten werden sich schon durch eigene Kosten anbauen — und ihnen das Land zum Eigenthum gegen eine gewisse Abgabe, z. E. einen Morgen sehr gutes Land für 1 Rthlr. oder mehr, für ein geringeres 16 bis 12 Gr. und elendes Sandland für 4 Gr. ꝛc. gäbe,

so würde ja da mehr herauskommen als 1500 Rthl. Dabey würde der König ein Dorf glücklicher und getreuer Unterthanen haben, welche mehr Aufwand machen, die Nahrung in der Stadt, die Accise-Einkünfte und die Recruten vermehren würden.

Das Dorf, welches den Acker bisher bestellen müssen, kann dann auch so eingerichtet werden, wodurch es auch noch einmal so volkreich werden würde, oder es könnte auch so bleiben, welches aber viel weniger gut wäre, und ihnen die Hofedienste gegen eine jährliche Abgabe erlassen werden. 30 Rthlr. jährlich wäre zu viel; allein der Bauer gäbe sie herzlich gerne, wenn er die Hofedienste dadurch los werden könnte.

Unter König Friedrich dem Zweyten fieng man an, dergleichen Vorwerke in Erbpacht den Bauern zu überlassen. Der König wollte es haben. Allein so souverain er war, geschah sein Wille doch nicht. Die Bauern konnten oder wollten hernach nicht die Pacht schaffen. Der König war gnädig und nachsehend, man kannte ihn, und die Bauern gedachten also das Pachtgeld so mit Manier — erlassen zu bekommen. — Das gieng aber so zu. Die Feinde einer solchen Ein-

richtung waren listig. Sie betrogen den König, und die Bauern erreichten ihren Endzweck. Sie verführten die Bauern zu einem solchen Betragen, durch Ränke, List und Staatsstreiche. Der König mußte also nun freylich durch Erfahrung überzeugt seyn, daß dergleichen Verpachtung nicht gut sey; hob sie also auf.

Was nun das Vorwerk anbetrifft, von dem ich hier rede, so ist es kein Zweifel, daß die Bauern, die dahin dienen müssen, nicht noch mehr Pacht sollten geben können, als der Unterpächter. Allein was könnte ihnen das viel helfen? Sie müßten ja doch nun eben so gut — obschon ohne Zwang und Befehl — mit Pferde und Wagen hin, um den Acker zu bestellen. Andere Unbequemlichkeiten nicht zu gedenken. Es ist daher freylich unschicklich, ein Vorwerk an Bauern zu verpachten, wenn es von ihnen entfernt liegt; aber ganz anders, wenn Bauern daselbst angesetzt werden.

Sechszehnter Abschnitt.

Ueber die neuesten Versuche, die Aemter auf diese Art zu bevölkern, geschrieben im Jahre 1799.

Es ist bekannt, daß der Minister von Voß eben dieser Meinung gewesen, und daher beschlossen hatte, die Aemter in der Mark also einzurichten. Es ist auch mit einem Amte bey Wrietzen der Anfang gemacht worden. Es ist dieses vortrefflich gelungen, und hat sich dabey keine einzige Schwierigkeit ereignet. Die Eintheilung hätte bequemer können eingerichtet worden seyn.

Und doch ist dieser Sache plötzlich Einhalt geschehen. Die Ränke, Kunstgriffe und Maschienen, die hier gebraucht worden, sind unglaublich. — Das meiste mag wohl grwirkt haben, daß die Schlächter sich dawider gesetzt — freylich nicht ohne Bezahlung — und vorgegeben, sie würden die Hauptstadt nicht mehr mit hinlänglichem Schlachtvieh versorgen können u. s. w. Dieses kann einem Manne ohne eigene Erfahrung freylich ganz wahrscheinlich vorkommen. Denn er bildet sich ein, je mehr Menschen, je weniger Land, und also desto weniger Vieh rc. Es ist aber

gerade umgekehrt. Die Kolonisten an der Warthe und Netze, wo keine große Amts= oder königliche Grasplätze sind, machen eine ungeheure Menge Vieh fett. Wenn eine Fabrikwaare häufig und vortrefflich gemacht werden soll, so muß sie guten Absatz haben. Eben so: sollen viele und vortreffliche Ochsen gezogen werden; so müssen sie guten Abgang haben. Allein die Polnischen Ochsen mindern den Abgang sehr. Gesetzt also, man bekäme keine Polnische oder andere Ochsen mehr, so würde dieses anfangs viel Schwierigkeiten, auch Klagen verursachen, und die Ochsen viel theurer werden. Wegen dieser Theurung würde sich alles auf die Ochsenzucht legen; die Ochsen nach und nach sehr vermehrt und dadurch wohlfeil werden — die nun einmal eingeführte Ochsenzucht bleiben — die Ochsen aus dem Lande geführt werden, und so ein neuer Nahrungs= und Handelszweig entstehen.

Ja! sagte mir triumphirend ein Beamter, als er mit Freuden erzählte, daß das Abbauen der Aemter ein Ende genommen hätte: „Es hat mir auch was ehrliches gekostet!“

Man wird diese meine Vorschläge ein Projekt nennen, und sie mit der Verachtung abwei=

sen, wie alle Projekte. Allein sie sind keine Projekte, sondern aus der Erfahrung hergenommen, Dinge, die schon wirklich in unsern Landen und noch mehr in fremden Landen vorhanden sind. Es lassen sich durchaus dawider keine solche Einwendungen machen, deren Richtigkeit klar einleuchtete, und die keine Spitzfindigkeiten sind. Projekte aber sind solche Vorschläge, die ohne Erfahrung nur in der Einbildungskraft erbrütet worden, und deren glücklicher Erfolg zum Theil auf Dinge gegründet oder berechnet wird, die aber wirklich nicht da sind. Weil nun aber die meisten Menschen auch mehr der Einbildung, dem angewöhntem Gefühl oder der Empfindung, und dem lange gehabten Glauben oder alten Meinungen folgen, so haben dergleichen Projekte auch mehr allgemeinen Beyfall und leichtere Befolgung, als solche Vorschläge, dawider sich gar nichts blos vernünftiges einwenden läßt; so wie z. E. eine Rede voll warmer Empfindung und Einbildungskraft, und die von falschen Sätzen und Voraussetzungen wimmelt, mehr gefällt, rührt und bewegt, als eine ganz vernünftige, keinen einzigen falschen Satz enthaltende, und also kalte Rede, die nicht rührt und nicht bewegt. Eben

darum, weil meine Vorschläge so deutlich und handgreiflich sind, keine Zweydeutigkeiten, keine Dunkelheiten u. s. w. enthalten, mithin der Phantasie oder der Einbildungskraft nichts zu thun geben, werden sie die wenigsten rühren, es müßte denn ein Mann vom Handwerk darüber kommen, der alles liest und hört, was diejenige Sache betrifft, die ihm einmal wichtig ist.

Daher ist auch der allgemeine Satz, daß Exempel mehr rühren, als Worte und Gründe, nur halb, und nur in gewissem Verstande wahr. So hat man das Exempel an den Aemtern zu Wrietzen an der Oder, warum reizt es nicht zur Nachfolge? Die Warthe- und Netz-Kolonisten, warum reizen sie nicht zur Nachfolge? denn die Einrichtung der Kolonisten an der Oder ist schlechter eingerichtet. Ja, noch mehr. Diese Vorschläge sind etwas altes, schon vergessenes. Der große Churfürst hat schon den Anfang gemacht, auf diese Art die Aemter abzubauen. Zum Exempel eine Meile von Potsdam hat er das Vorwerk des Amts Töplitz in ein Dorf verwandelt, gerade so, als ich es hier vorschlage, die vier Häuser u. s. w.

Wer Vergnügen an glückseligen Menschen

findet, der muß hinreisen und sehen. Was hat man dawider einzuwenden? und doch, warum reizt es nicht zur Nachahmung? Ferner sind ja die Magdeburgischen und Halberstädtischen Unterterthanen frey, und viel besser und glücklicher nebst ihren Herrschaften, welches für die benachbarten Altmärkischen Unterthanen, die immer den großen Unterschied ihres und jenes Zustandes beständig vor Augen sehen müssen, sehr niederschlagend ist. Warum ahmt man dieses Beyspiel nicht nach? — Vermuthlich darum nicht, weil man ein Beyspiel, wenn es rühren soll, immer vor Augen haben muß! — Nun aber sind sowohl die glücklichen als unglücklichen Unterthanen zu weit von denen entfernt, die hier etwas thun können, und manchem ist es gar nie eingefallen, daran zu denken, und sich darum zu bekümmern, und den Unterschied kennen zu lernen.

Ich muß noch einem Einwurf begegnen, den ich schon oben berührt habe. 1) Man könnte sagen: die vielen Kolonisten, Bauern oder Unterthanen würden nicht so viel Nahrung den Städten geben, als Beamte und Gutsherren, die einen großen Aufwand machen. Allein der Aufwand dieser Herren bestehet in Kaffee, Zucker, Choco=

lade, ausländischen Weinen, Seide, Baumwolle u. s. w., wodurch das Geld aus dem Lande geht. Bier, Brandtwein, Fleisch u. s. w. machen sie sich nicht nur selbst, sondern thun der Accise und der Stadtnahrung Schaden. Und dann 2) habe ich ja bemerkt, daß die Herrschaften nicht nur bleiben, sondern in einen noch wohlhabendern Zustand würden versetzt werden. Ueberdies hat eine solche Veränderung mit den Rittergütern noch ein oder 200 Jahre Zeit. Beamten müßte der König auch haben, nach wie vor; aber freylich so reiche nicht.

Dadurch würde man sehr große Summen für ausländische Recruten ersparen, und sehr patriotisch gesinnte Einwohner erhalten, die zur Vertheidigung ihres Erbeigenthums und ihrer Freyheit ihr Leben aufopfern würden.

Man bilde sich ja nicht ein, daß die Besitzer großer adelicher Güter eben so patriotisch denken könnten. Ehemals war dies der Fall, daß der Gutsbesitzer für sein Erbgut, für seinen König und für seine Religion focht, und dadurch sich ein Verdienst bey Gott zu erwerben gedachte. Aber nach der jetzigen herrschenden Denkungsart fällt dieses alles weg. Jetzt ist nur Geld und Wucher

die einzige Weisheit und Religion. Eine Liebe zu seinem Grund und Boden hat der Gutsbesitzer nicht, als nur in so weit, als es ihm Geld bringt. Kann er es theurer verkaufen und beym Ankauf eines andern Guts mehr gewinnen, so thut er es ohne Bedenken. Daher giebt es Güter, die schon in einer Zeit von 12 Jahren fünfmal verkauft worden sind. Dabey ist es ihm ziemlich gleichgültig, ob das Gut in Sachsen, Böhmen oder Rußland liegt. Und dieses alles geht ganz natürlich zu, welches sich ein jeder selbst wird leicht erklären können.

Siebzehnter Abschnitt.

Von den neuesten Verbesserungen der königl. Aemter.

Ich hatte, wie gesagt, dieses schon im Jahre 1799 geschrieben. Aber es nicht zum Druck befördert, weil ich keine Hoffnung hatte, Etwas damit auszurichten. Jetzt aber, da ich durch das Abbauen der adelichen Güter in Schlesien, und durch die jetzigen neuen Einrichtungen der

königlichen Aemter in Brandenburg und Pommern, auf die angenehmste Weise überrascht worden bin, so habe ich mich entschlossen, dies Werkchen herauszugeben, um dadurch manchen Anlaß zu nützlichen Betrachtungen und Einrichtungen zu geben, auf welche man von selbst nicht gekommen seyn würde.

Was nun die neuen Einrichtungen auf den königlichen Aemtern betrifft, so sind diese für mich das wichtigste Vergnügen, um welches willen allein ich Gott danke, daß er es mich hat erleben lassen. Denn es wird dadurch ein ansehnlicher Theil der Landeseinwohner auf eine sehr hohe Stufe der Glückseligkeit erhoben, wodurch das Vaterland eine neue Kraft erhält, und welche zugleich den Weg zu andern und mehrern Verbesserungen bahnen kann. Es ist gewiß, daß man von keinem einzigen brandenburgisch-preußischen Regenten so viel von ihm gestiftetes Gute aufweisen kann, als diese einzige von Friedrich Wilhelm dem Dritten gestiftete Einrichtung.

Um doch dem mit solchen Dingen Unbekannten einigen Begriff von dem Vortheil dieser Einrichtung zu geben, will ich nur ein Beyspiel an-

führen. In einem königlichen Amtsdorfe mußten vor drey Jahren die Bauern, bey einem nur mittelmäßigen Acker, ein jeder 300 Rthlr. bezahlen, und sie wurden dazu nur mit vieler Mühe bewogen. Nun nach drey Jahren fand sich ein Käufer ein, der gern ein Bauergut kaufen wollte. Er bot dafür endlich 4000 Rthlr., und kein Bauer verkaufte es.

Man wird fragen: wie gieng das zu, daß die Bauern nur mit Mühe zu ihrer vortheilhaften Veränderung bewogen werden konnten? Ja, es giebt noch bis jetzt Bauern, die sich zu dieser Veränderung nicht entschließen können, und noch bessere Vortheile zu erlangen hoffen; und wie geht das zu? das geht so zu: weil auch hier alle Künste unter der Hand angewendet worden sind, um den Bauer mißtrauisch und hartnäckigt zu machen, damit die Landesverwaltung endlich verdrießlich werden, den Bauer seinem Eigensinne überlassen, und alles beym alten lassen soll; und zweytens vorzüglich deswegen, weil der Bauer dabey in eine ganz neue ihm unbekannte Welt gekommen ist. Er hört das alte Lied, daß diese Veränderung zu seinem Wohl geschehen solle. Er siehts mit seinen Augen und — glaubts doch

nicht; weil dies der erste Fall ist, wo er nicht verlieren, sondern gewinnen soll. Er kann sich also von der Neuigkeit gar noch nicht erholen, und zu sich selbst kommen, daß dies wirklich seinen Zustand vollkommener machen wird, und daß dahinter irgendwo keine Hinterlist verborgen sey.

Hierbey aber will ich noch einige Betrachtungen aufstellen, ob manches nicht noch besser und vollkommener eingerichtet werden könnte.

1) Man hat die großen Dörfer und Feldmarken gelassen wie sie sind. Man hat dem Amte seinen Acker gelassen. Wider alles dieses streiten die vorhergehenden Abschnitte, die ich hier nicht wiederholen will.

2) Man hat die Bauern separirt, aber nur so, daß sie ihren Acker in einem jeden der drey Felder beysammen haben. Dadurch aber ist nichts gewonnen. Es war besser, ihnen ihren Acker nur in einem Felde zusammen anzuweisen.

3) Aber auch dadurch wird nicht viel gewonnen. Denn die Ackerwirthschaft bleibt dabey eben so beschwerlich und weitläuftig, als sie vorher war.

4) Hätte man aber die Feldmark in mehrere Dörfer eingetheilt, und einem jeden seinen

Acker so angewiesen, daß er nicht so weit gienge, so wäre das weit besser.

5) Dadurch hätte man noch Feld gewonnen zu neuen Einwohnern, und es versteht sich von selbst, daß ein jeder nach dem Verhältniß des bessern oder geringern Ackers, auch mehr oder weniger Lasten tragen müßte.

Ferner sind einige Vorwerke auf Erbpacht an einzelne Personen gegeben worden, dafür doch ein großes Dorf von Kolonisten hätte angelegt werden können, welche an Accise für Fabrikwaaren, für Bier und Brandtwein an Geld abgeben, und dann endlich an Recruten weit mehr dem Vaterlande liefern würden, als ein solcher einzelner Mann, auch ihren geliebten Acker weit besser bestellen und fruchtbarer machen würden, als ein solcher einzelner Mann mit allen seinen Knechten und Mägden bey einem so weitläuftigen Felde es zu thun nimmermehr im Stande ist.

Ferner hat das gleich anfangs angeführte wüste Dorf ebenfalls in Erbpacht an einen einzelnen gegeben werden sollen. Es haben sich deshalb auch sehr Viele viel Mühe gegeben. Weil es aber noch nicht geschehen ist, so hat man, wie es scheint, zum Glück diesen Vorsatz geändert.

Man theile lieber die ganze Feldmark auf eine schickliche Weise ein — und verkaufe sie.

Achtzehnter Abschnitt.

Auch in den Städten ist eine solche Veränderung möglich und nützlich.

Je mehr Aecker und Gärten eine Stadt hat, desto elender ist ihr Zustand. Lebt der Bürger vom Ackerbau, so kann er ja davon eben so gut außer der Stadt leben, und die Ackerwirthschaft in der Stadt ist viel unbequemer. Er kann außer der Stadt auch Bürger seyn und heißen, und den Rang eines Bürgers haben. Treibt er dabey eine Profession, so ist er verdorben und wird aus beyden nichts rechts. — Allein Gärten sind ihm doch sehr nützlich! Es ist doch wohl besser, wenn der Bürger sich die Petersilie, Sallat, Schoten, Bohnen, Mohrrüben und Erdtoffeln selbst erziehen kann, als daß er alle Tage solche für baares Geld kaufen soll. Auch nicht! Es scheint so, und besonders dem Bürger, aber es ist nicht so!

Ein Gärtchen hinter dem Hause zu Sallat, Mohrrüben u. s. w. ist ihm höchst nützlich; aber keinesweges im Felde oder vor dem Thore. Diese selbst gewonnenen Gewächse werden ihm sehr theuer, wenn er es auch nicht merkt und darüber zu rechnen veranlaßt wird. Er liegt da oft ganze Tage mit seiner Familie und arbeitet, und versäumt sein Handwerk; die Frau bringt den besten Theil des Tages damit zu, um zu Mittage Sallat, Mohrrüben u. s. w. zu holen. Was er nicht verzehren kann, kann er nicht verkaufen, denn jeder hat selbst dergleichen.

Es ist besser, wenn der Mann bey seiner Profession bleibt, und die Frau des Morgens früh auf den Markt geht, und von den Leuten die Gewächse kauft, die sich allein damit abgeben und sie daher sehr wohlfeil verkaufen können.

Es ist daher sonderbar, daß die Churfürsten der Hauptstadt Brandenburg die Feldmarken von drey Dörfern geschenkt haben. Billig sollte man die drey Dörfer wieder aufbauen.

Je reicher eine Stadt ist, desto armseliger sind ihre Einwohner. Hat sie einen schönen Forst, so karrt der Bürger das Holz sich selbst, und trinkt dabey jedesmal mehr Brandtwein, als das

Holz werth ist, wird müde und versäumt seine Profession; und ist es nasses Wetter, so ruinirt er sich mehr an Stiefeln, als das Holz werth ist. Hat die Stadt Wasser, so geht er krebsen ꝛc.

Man sollte also die Einrichtung treffen, und in Städten keinen Ackerbau verstatten, sondern die Feldmarken mit Kolonisten besetzen.

Die Bürger können ihren Acker behalten, verkaufen oder verpachten; aber die Separation müßten sie sich gefallen lassen. Ein jeder bekäme so viel Acker wieder, als er gehabt, nur auf einnem Fleck beysammen. Dahin müßte er nun ziehen und ackern, verpachten oder verkaufen.

Er würde es auch leicht thun, denn der Acker würde bald viermal theurer werden.

Schwierigkeiten würde es hier verursachen; aber sie würden bald überwunden werden.

Die meiste Schwierigkeit würde die Weide, die Wiesen und die Gärten im Felde machen.

Den Forst behält die Stadt. Die Weide kommt eigentlich nur denen zu, die Acker haben; und statt der Wiesen und Gärten im Felde giebt man ihnen nahe an der Stadt andere Gärten, die sie, wenn es auch schlechter Boden wäre, lieber nehmen werden.

Bey der Abtheilung muß dahin gesehen werden, daß die Stadt sich in der Folge erweitern kann.

Die weit größere Anzahl — denn es können weit mehr Familien angesetzt werden, als bisherige Ackerbesitzer waren, welches zu erörtern ich hier unnütz finde — würde die Stadt blühend machen. Denn viele Dörfer um eine Stadt machen sie eben wohlhabend und blühend.

In dem Mutterlande kann diese bessere Einrichtung noch auf ein paar 100 Jahre verschoben werden. In den neuen Provinzen aber, wäre sie sehr nothwendig, und jetzt vielleicht weit ausführbarer als in der Folge.

Es hatten sich wirklich neulich in einer ansehnlichen Stadt die Ackerbürger zusammen gethan, um sich den Acker einzutheilen. Aber viel Köpfe, viel Sinne. Am Ende wurde doch nichts daraus.

Es ist gewiß, daß, wenn das Feld einer Stadt mit Dörfern bebaut würde, die Anzahl der Einwohner in der Stadt sich nicht vermindern, sondern vermehren würde.

Neunzehnter Abschnitt.

Von der Nützlichkeit des Abbauens in den Preußisch-Polnischen Ländern.

Ueber die Nützlichkeit des Abbauens in den Oderbrüchen und andern königlichen Aemtern im alten Mutterlande, will ich nicht weiter streiten.

Dem sey immer wie ihm wolle. Man lasse die Oderämter noch in ihrer jetzigen Beschaffenheit, besonders da man weit nöthigere Verbesserungen vorzunehmen hat. Allein es werden ja nicht auf allen Aemtern Ochsen und Schaafe fett gemacht. Dergleichen giebt es gerade die wenigsten. Was in der Welt könnte man doch wider deren Abbauen einwenden? —

Doch ich will auch diese fahren lassen, und komme nun endlich auf die Polnischen Aemter. Warum bauet man diese nicht ab, und besetzt sie mit lauter evangelischen Leuten? Süd- und Neuostpreußen würde dadurch ein Drittel oder doch ein Viertel getreue und ergebene deutsch, evangelische — und dann zwey Drittel oder doch ein Viertel getreue, glückliche — Polnische Unterthanen bekommen. Auch das Land der Städte

müßte daselbst so eingerichtet werden, und vielleicht ist auch jetzt der bequemste Zeitpunkt, da solches am leichtesten ausgeführt werden kann. Die Edelleute würden durch Erfahrung von der Vortrefflichkeit einer solchen Einrichtung auch vielleicht überzeugt werden, und sie nachahmen.

Dadurch würden die neuen Provinzen dem Niederschlesien sehr ähnlich werden.

Es hat Herr Johann Friedrich Krüger, der in Südpreußen mit das Kolonistenwesen zu besorgen hat, eine Schrift: „Ueber den Einfluß der Kolonistenansetzung in Südpreußen auf das Wohl der Provinz, Posen 1805,“ herausgegeben, darin er die Ansetzung der Kolonisten daselbst mit trifftigen Gründen vertheidiget.

Ich gebe ihm ganz Recht. Daß aber die Ansetzung der Kolonisten durch Abbauen der Aemter unendlich vortheilhafter und wirksamer seyn würde, wird er mir vermuthlich auch Recht geben.

Daß er aber unter die Vortheile deutscher Kolonisten nach der gewöhnlichen Art, die Ausbreitung der deutschen Sprache rechnet, ist ein Irrthum. Denn in Oberschlesien sind auch deutsche Kolonisten angesetzt worden, und die Einge-

bohrnen haben dennoch kein Wort deutsch gelernt. Sollen die Polen deutsch lernen, so müssen sie mit deutschen Einwohnern vermischt werden. Dieses geschieht aber nicht, oder nur äußerst wenig durch Ansetzung der Kolonisten auf die gewöhnliche Weise; wohl aber durch das Abbauen oder Dismembriren der Aecker.

Ich werde nun in der Folge darüber nöthiges Licht zu verschaffen suchen.

Zwanzigster Abschnitt.

Ein Landeshauptmann und ein Starost ist einerley.

Die Verfassung, wie zuletzt in Polen, war ehemals in ganz Europa. Die Landstände mit dem Pabst an der Spitze, der sich zuletzt über den Kaiser erhob, tiranniſirten die Könige und das Volk. Die Könige waren nur das Stichblatt ihrer Tiranney. Die Tiranney der Landstände wider die Könige, ausgenommen in Polen, wurde nach und nach gänzlich zerstört; gegen das gemeine Volk aber ist sie größtentheils geblieben; nur in Schweden und

England nicht. Ferner in Magdeburg, Halberstadt und in dem größeren Theile von Deutschland nicht u. s. w.

Die Könige gaben ihre Familiengüter oder Aemter verdienten Männern zeitlebens zur Nuzzung. Einen solchen Mann nannte man auf deutsch: Amtshauptmann, und die Güter, ein Amt; auf polnisch aber: Starost, und die Güter, eine Starostey. Durch Observanz wurde es gleichsam eine Schuldigkeit, so die Güter zu vertheilen. Ja beynahe hätten sich die Amtshauptmänner diese Güter so erblich gemacht, als die Ritter die Ihrigen. Aber zum Glück wachten die Churfürsten zur rechten Zeit auf, und wurden bessere Wirthe. Sie gaben den damaligen Amtshauptleuten ein Gewisses, und verpachteten sie. Um die Mode beyzubehalten, ernennten sie wieder neue Amtshauptleute, und so ist diese Mode geblieben bis auf den heutigen Tag.

In Polen aber haben es die Amtshauptleute oder Starosten nicht so weit bringen können, um die Starosteyen erblich zu machen, wegen der Eifersucht ihrer Mitbrüder. Dagegen aber hatten sie es so weit gebracht, daß der König über diese seine unmittelbaren Güter gar nichts zu be-

fehlen hatte, sondern sie dem Starosten zeitlebens überlassen damit wie mit seinem Eigenthume zu schalten und zu walten, und daß der König denjenigen, den er einmal zum Starosten erwählt hatte, ihn nicht wieder absetzen konnte.

Diese Starosteyen sind nun in den neuen Provinzen den Aemtern in den alten völlig gleich.

Da nun die Aemter im alten Lande einer so großen Verbesserung fähig und bedürftig sind, so sind es diese neuen Aemter noch mehr bedürftig; müssen daher zu der Verbesserung zuerst vorgenommen werden.

Da nun die geistlichen Güter in West- Süd- und Neuostpreußen auch zu Aemtern gemacht worden sind, so muß auf diese Art wenigstens der dritte Theil an Land sowohl, als an Unterthanen, den Aemtern gehören. Wenn man nun rechnet, daß auf jedes Amt zwey Drittel Menschen mehr angesetzt werden, als gegenwärtig vorhanden sind, und man daselbst — Westpreußen mit begriffen um der runden Zahl willen nur 2,700,000 Menschen — annimmt, daß also 900,000 davon auf die königlichen Aemter kommen, so würden dadurch 1,800,000 neue deutsche Einwohner, als zwey Drittheile der gegenwärtigen, können ange-

setzt werden. Dann erst könnte man sagen, daß der König durch eine neue Provinz von 1,800,000 Menschen verstärkt worden sey.

Dünkt Jemanden diese Zahl zu hoch, so kann man herunter lassen bis auf die Hälfte. Dadurch verliert mein Satz oder mein Vorschlag von seiner Vortrefflichkeit nichts. Auch eine Provinz von 900,000 getreuen und ergebenen Einwohnern ist wichtig.

Hierbey kann ich meinem mitleidigen Gefühle eine Aeußerung nicht versagen. Es hat mich allezeit sehr geschmerzt, wenn ich gehört oder gelesen, daß König Friedrich Wilhelm der Zweyte Starosteyen an Privatleute verschenkt, und nun den armen Leuten die Freude — daß sie nun königlich-preußische unmittelbare Bauern, und also viel glücklichere Menschen geworden — so schrecklich verbittert worden ist. Denn nichts schmerzt einen Menschen so sehr, als wenn er ein Glück gerade zu der Zeit verliert, wenn er es erst erlangt hatte, und es nicht einmal recht hat kosten können.

Ich habe selbst befunden, daß die Unterthanen in den alten geistlichen Gütern, besonders der Bischöffe, ein sehr glückliches Loos hatten.

Es waren freye Leute, hatten Eigenthum und waren wenigstens so glücklich, als die Unterthanen eines königlichen Amts zu Magdeburg oder Halberstadt. Ein solches Dorf wurde einem Deutschen geschenkt. Er verkaufte es für 20,000 Rthlr. an einem andern Deutschen. Dieser verkaufte es für 80,000 Rthlr. an einen Polnischen Edelmann, der sich freylich nicht, wie ehemals ein Polnischer Bischoff, sondern wie ein Polnischer Edelmann gegen seine Unterthanen beträgt. Er kann ihnen freylich nach den Gesetzen nicht mehr auflegen, als sie ehemals tragen mußten, allein die Polen kennen die preußische Einrichtung nicht, sehen die traurigen Folgen der Prozesse an andern, fürchten sich — und seufzen in der Stille.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Die erworbenen Polnischen Länder helfen dem Preußischen Reiche wenig.

Die Erwerbung von Süd= und Neuostpreußen hilft dem Preußischen Reiche nicht viel. Denn

dadurch ist es in die Nothwendigkeit ge(
den, eine ungeheure Grenze zu vertheidigen, die weder durch Berge, noch Flüsse, noch Vestungen verwahrt ist; da es vorher nur eine kleine Grenze zwischen Schlesien und Böhmen, welche noch dazu sehr feste, und ihre Vertheidigung leicht ist, zu verwahren hatte. Auf der andern Seite war Polen eine Vormauer, freylich eine schlechte und verfallene Vormauer, die aber doch uns sehr viel half und die Angriffe der Russen sehr erschwerte. Da aber nunmehr der größte Theil von Polen selbst einen Theil dieses russischen und österreichischen Reichs ausmacht, so hat dies nun eine ganz andere Beschaffenheit. Da nun Süd- und Neuostpreußen die mehreren Kosten und Erfordernisse zur Vertheidigung, durch die Hülfsquellen die es dazu schafft, bey weitem nicht ersetzen kann — so haben wir dadurch an Stärke und Kraft mehr verloren als gewonnen.

Denn der Nutzen, den diese neuen Provinzen verschaffen können, kann nur bestehen 1) im Gelde und andern Bedürfnissen, die zur Stärke eines ganzen Staats erforderlich sind, und 2) in Soldaten.

Das mehrere Geld aber reicht zur Ersetzung

der mehrern Erfordernisse zur Vertheidigung nicht hin. Und was die Soldaten anbetrifft, so können die, ihrer großen Anzahl unerachtet, in keine große Betrachtung gezogen werden, weil sie nicht preußisch gesinnt sind. Ja, wenn noch ganz neue Regimenter darin wären errichtet worden, so könnte man eher sie für eine Vermehrung der Macht ansehen, und denken: „Wenn sie auch nicht viel helfen werden, so werden sie doch immer etwas helfen, und wenigstens nicht leichte schaden können.“ So aber, da meistens alte Regimenter angewiesen worden, sich durch diese Polen zu rekrutiren, so müssen dadurch diese Regimenter nicht besser, sondern schlechter werden. Es sey aber ferne von mir, daß ich hiermit diese Einrichtung tadeln wollte; ich lobe und billige sie aufs höchste, obschon diese Wahrheit darum feste bleibt, nur ist meine Absicht nicht, hier davon die Ursachen zu erklären.

Da also diese Polen nicht preußisch gesinnt sind, und es auch in 100 Jahren, wenn die Verfassung so bleibt, nicht werden werden, so werden diese Polen in einem Kriege, wenn das Glück den preußischen Waffen nur einigermaßen den

Rücken zukehren sollte, ungetreu werden, und mit den Feinden gemeine Sache machen.

Dies ist nicht unglaublich, sondern ganz natürlich, und kann der Natur der Sache nach nicht anders seyn. Denn sie sind einer Nation einverleibt, von der sie an Sprache, Sitten und Religion ganz verschieden sind, und von der sie mit der größten Verachtung und Wegwerfung behandelt werden, und also zu ihnen keine Liebe, Zutrauen und Ergebenheit haben können. Die Deutschen haben den Fehler freylich nicht von Natur, weil alle Menschen einerley Natur haben, sondern durch Erziehung und herrschende Mode und allgemein angenommene Meinungen, daß sie alle Fremde unhöflich behandeln. Der Engländer und Franzose verachtet freylich den Deutschen auch, oder schätzt ihn doch geringer als sich selbst, allein der Engländer behandelt den Deutschen mit Großmuth, und der Franzose mit Mitleiden. Aber der Deutsche beweist weder Großmuth noch Mitleiden; er sieht jeden Menschen, der nicht seine Sprache reden kann, für eine ganz andere Art von Geschöpfen an, verlacht und verspottet ihn. Der Franzose verlacht und verspottet bey keiner Nation ihr gebrochenes Französisch, noch ih=

re fremden Gebräuchen und Sitten, den einzigen Fall ausgenommen, wenn ein deutscher Baron einen französischen *Petit-maître* vorstellen will. Am meisten aber verspottet der Deutsche den Polen, welcher in seinen Augen nur ein polnischer Dudelsack ist u. s. w.

Hingegen ist der Pole den Russen und Oesterreichern ergeben, weil er mit den Russen im Grunde einerley Sprache und Sitten hat, und noch mehr den Oesterreichern, weil der grösseste Theil der Oesterreicher mit ihm einerley Nation ist, einerley Sprache und Sitten, und was noch wichtiger ist, einerley Religion hat.

Wegen der schnöden Behandlung also, welcher die Polen von ihren jetzigen deutschen Vorgesetzten ausgesetzt sind, können sie schon kein preußisches Herz bekommen. Weil bey aller Einbildung von großer Erleuchtung, Aufklärung und Vermehrung der Wissenschaften, doch die allernothwendigste Kenntniß, die Kenntniß der menschlichen Natur, durchgehends fehlt, so machen sich dieser schnöden und verächtlichen Behandlung auch die sonst rechtschaffensten Leute schuldig.

Ueberdies gleichet das Südpreußen gar sehr

dem großen Abendmahle im Evangelio, zu welchem auch die Blinden, Lahmen, Krüppel und Bettler zugelassen worden. Leute, die wegen ihrer geringen Fähigkeiten sonst nicht fortkommen konnten, wurden daselbst für gut genug gehalten. Es sey ferne, daß ich von allen eine so verächtliche Meinung haben sollte, indem ich selbst darunter Brüder, nahe Anverwandte und Freunde habe, deren vortreffliche Denkungsart und Gesinnung ich genau kenne. Allein dergleichen werden doch den größten Theil nicht ausmachen. Und dann, wo hätte man lauter gute und vortreffliche Leute hernehmen sollen? Sind deren doch schon im alten Lande wenig genug! und man ist oft gezwungen, schlechte Personen anzustellen, weil keine bessern zu haben sind.

Ferner können die Eingebornen darum kein preußisches Herz bekommen, weil sie durch ihre Einverleibung an keine Art von Glückseligkeit etwas gewonnen haben. Dieser Satz wird freylich den Meisten auffallend und paradox vorkommen, welche von Polen blos vom Hörensagen und nach herrschenden grundlosen Meinungen urtheilen, besonders den Gelehrten oder vielmehr Studirten, unter denen sich selten ein wahrer Gelehrter befin=

det. Diese Studirten haben eine ziemliche Kenntniß von Liefland, Sibirien, Kamtschatka, Mecklenburg, Otaheite u. s. w., aber gar keine von ihrem Vaterlande. Von dem Zustande und der eigentlichen Verfassung, und von dem Gange dieser Verfassung — urtheilen sie völlig so, wie der Blindgeborne von der Farbe, oder wie der Taubgeborne von der Musik. Man findet daher in Reisebeschreibungen Aeußerungen einer großen Befremdung, und als einen offenbaren Beweis von der Dummheit der Polacken, daß sie nicht preußisch gesinnt sind, da sie doch nunmehr unter der preußischen Oberherrschaft so glücklich wären. Allein, warum führen sie denn die Glückseligkeit nicht namentlich an, die diese nun genießen? Sind die Bauern weniger unterthänig als sie vorher waren? Haben sie weniger Hofedienste, weniger Abgaben als vorher? Ja, wenn der Zustand der polnischen Bauern dem Zustande der Magdeburgischen und Halberstädtschen wäre gleich gemacht worden, dann könnte man wohl sagen, daß sie glücklicher geworden wären. Dann würden sie auch, aller ihrer Sitten, Vorurtheile, Sprache und Religion ohnerachtet, mit Leib und Seele preußisch gesinnet seyn, und für Preußens König

leben und sterben. So aber, da sie nur den Brandenburgischen, Pommerschen und Oberschlesischen Bauern gleich gemacht worden, so haben sie dadurch nichts gewonnen, sondern sind so geblieben, als sie vorher waren. Hierzu kommen noch gewisse Lasten, Vorspann, Kantons und andere nothwendige und nützliche Einrichtungen, die aber für sie neue und vorher unbekannte Lasten sind, die ihnen durch nichts ersetzt worden.

Ja, sagt man, sie dürfen doch nunmehr von ihren Edelleuten und Beamten nicht so gemißhandelt und tirannisiret werden. — Warum denn nicht? Wenn der Staat auch dies verboten hat, so hilft das zu nichts. Denn der Staat hat ja keinen Aufseher bestellt, acht zu haben, ob der Bauer nicht gemißhandelt wird! Das Sprüchwort, womit man den Bauer, wie im alten Lande, so auch in dem neuen, verhöhnt und verspottet, wenn der Bauer klagen will: „Gott ist hoch, und der König ist weit;“ ist ja allgemein bekannt genug. Es ist auch sehr gegründet. Daher der kluge Bauer alles erduldet, und nur der dumme klagen geht. Landesgesetze und Verordnungen können hier nichts helfen, so lange die Verfassung bleibt, nach welcher der

Bauer der Willkühr seines Herrn gänzlich ausgesetzt ist. Die Landesgesetze thun hier weiter nichts, als daß sie das Auffallende und Scheußliche der Tiranney den Augen der Welt entziehen, hingegen der Tiranney insgeheim und unter der Hand völligen Willen lassen. Z. E. Ein Gutsherr würde sehr übel ankommen, wenn er seine Unterthanen auf die Folter spannen, ihnen Daumschrauben anlegen, mit glühenden Zangen zerreißen — todtschlagen wollte ꝛc. Allein was hilft das, da er immer die Freyheit behält, den Unterthanen — zu Tode zu chikaniren? Der Zustand der Bauern ist ja auch schon größtentheils so elend, daß ihm der Herr nichts nehmen kann. Vieh und Acker hat er nicht, mithin kann es ihm der Herr nicht nehmen, das gehört ihm schon so. Den Acker darf er ihm wegen der Landesgesetze, obschon er des Herrn Eigenthum ist, nicht nehmen — obschon es zuweilen doch geschieht — aber da würde sich der Bauer nichts daraus machen, weil er hernach als Tagelöhner es noch erträglicher haben würde. Ich rede hier nicht allein von Bauern in Polen, sondern auch in Brandenburg, Pommern und Schlesien. So ist es da beschaffen; jedoch nehmen ich die königlichen oder Amtsbauern

größtentheils aus. Und so ist es auch nun in den neuen polnischen Provinzen beschaffen. Der polnische Edelmann durfte auch bey Todesstrafe keinen Bauer todtschlagen, und wenn es dann und wann geschehen seyn sollte, so ist es doch nur unter der Hand geschehen, und — das ist so unter uns auch manchmal unter der Hand geschehen.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich diese Wahrheiten ausführlich und völlig überzeugend darstellen wollte. Ich überlasse es also den Gegnern, den Gewinnst der polnischen Unterthanen anzuzeigen, den sie durch ihre Einverleibung im preußischen Staate erlangt haben. Hingegen haben die Edelleute sehr gewonnen, obschon man gerade das Gegentheil glaubt. Sie haben etwas mehrere Abgaben, allein desto mehrere Einkünfte, indem durch ihre Einverleibung die Erzeugnisse ihrer Güter ungleich theurer geworden, und immer theurer werden müssen. Sie haben weiter nichts verloren, als die Freyheit, ihren König mit Frechheit und Grobheit zu mißhandeln; die Freyheit, den Bauer zu mißhandeln, ist ihnen geblieben — obschon nicht auf eine so ärgerliche und in die Augen fallende Weise, welches

aber auch, wie gesagt, ihnen schon vorher untersagt war.

Jeder Gutsherr ist seiner Natur und seiner bürgerlichen Verfassung nach, ein Feind des Königs und ein Feind der Unterthanen; um sich von dem Könige so wenig als möglich beherrschen zu lassen, und um über die Unterthanen so frey und ungehindert als möglich herrschen zu können. Daher ist die Regierung eines Landes, je mehr die Gutsherren oder Landstände darin zu sagen haben, desto erbärmlicher. Der König hat nicht Freyheit Etwas zu thun, und die Unterthanen auch nicht. Daher sind durch die traurigen Folgen dieser Einrichtung manche Landstände bewogen worden, wie in Dänemark, sich freywillig einer solchen Gewalt zu begeben, und sie allein dem Könige zu überlassen. Daher ist es bey allen Höfen, besonders auch bey dem brandenburgischen, wenigstens bis zum Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms des Zweyten, ein weiser Grundsatz gewesen, die Gewalt der Landstände so viel möglich einzuschränken. Daher ist mir keine Empörung wider Könige bekannt, die nicht wäre von Landständen erregt worden! Daher wollten die französischen Landstände sich die Ver-

legenheit ihres Königs zu Nutze machen, und ihre ehemalige polnische Freyheit zur Unterdrückung des Königs und des Volks wieder herstellen. Allein das Volk verstand es unrecht, und empörte sich nun wider die Landstände selbst. Der König, leider! verstand es auch unrecht, und nahm die Parthey seiner Widersacher und Unterdrücker, oder es wurde doch so allgemein geglaubt, weil er in seinem ganzen Leben mit keinem Bürgerlichen Umgang gehabt, und sie daher nicht hat kennen lernen, sondern nur mit lauter Adelichen und Geistlichen.

Freylich hat es den Landständen hernach sehr leid gethan, und es thut ihnen noch herzlich leid; aber nur blos darum, weil mit dem Fall des Königs sie auch, wider alles ihr Vermuthen, gefallen sind.

Dem sey nun wie ihm wolle, so wird der Mangel der Ueberzeugung von dem von mir angegebenen Zustande des polnischen Volks doch nicht viel schaden, weil doch die Ueberzeugung, daß die polnischen Unterthanen nicht preußisch gesinnet sind, ziemlich allgemein für wahr angenommen werden wird, wenn sie gleich diese ihre Gesinnung andern Ursachen, als ich,

nemlich dem Eigensinne und der Dummheit, zuschreiben.

Die studirten Leute ohne Landeskenntniß haben ferner die Hoffnung, daß durch die preußische weise Regierungsart die neuen Länder bald eine ganz andere Gestalt bekommen, und in einen blühenden Zustand gelangen, an Bevölkerung und Glückseligkeit zunehmen, dadurch auch die Leute ihre neue Regierung liebgewinnen ꝛc. würden. Allein das sind leere Einbildungen, von Unwissenheit und blindem Nationalstolze erzeugt. Alle diese Leute können nun doch nicht sagen, nicht anzeigen: wodurch, und wie sollen sie blühend und glücklich werden? Wahrlich! einige Fabriken und allenfalls einige Kolonisten machen es nicht aus. Ja, wenn die Polen nicht katholisch wären, dann könnte man es mit ihnen machen, wie König Friedrich Wilhelm der Erste es mit den Litthauern gemacht hat, welche ärgere Barbaren waren als die Polen, welcher, weil sie doch äußerlich lutherisch waren, gute Schulen unter ihnen gestiftet hat, dadurch diese ehemalige Barbaren nicht nur Deutsch gelernt, sondern auch an Verstand, Fleiß und guten Sitten die deutschen Bauern übertroffen. Doch hat auch dies

viel dazu beygetragen, daß sie größtentheils Amts= oder königliche Bauern, mithin keine Sclaven sind. Aber den Polen kann man keine andern als katholische Schulmeister geben, mithin zu ihrer Besserung durch diesen Weg nichts beytragen.

Alle diese Behauptungen hat auch die Erfahrung völlig bestätiget.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Bestätigung der vorigen Behauptungen durch die Erfahrung.

Westpreußen ist schon seit 20 Jahren dem preußischen Reiche einverleibt. Die freyen polnischen Bauern sind wohlhabend und glücklich, wie sie es ehemals waren, und die Leibeigenen sind so elend, als sie ehemals waren. Doch kann es seyn, daß der Zustand der Amts= oder königlichen Bauern besser seyn mag, als ehemals. Gewiß ist es, daß die Polen darin eben so wenig preußisch gesinnet sind, als sie es ehemals waren.

Die Hoffnung, daß sie mit der Zeit Deutsch lernen, und wenigstens hierin den andern Unterthanen gleich werden möchten, ist auch ganz vergebens. Denn in dem dritten Theile von Ostpreußen, und selbst in der Mitte von Niederschlesien sprechen die gemeinen Leute alle noch polnisch, obschon sie evangelisch sind und deutsche Schulmeister haben. Doch schadet dies nichts, weil sie wegen der Religion preußisch gesinnet sind.

Ein noch auffallenderes Exempel von diesem allem giebt Oberschlesien. Was hat dies uns geholfen? Wo hat sich das Land verbessert, ein besseres, blühenderes Ansehen bekommen? Worin bestehet ihre Glückseligkeit? Wie wenig preußisch sind sie gesinnt! Die etlichen Fabriken machen es nicht aus. Und doch ist dieses Land schon 64 Jahre dem Mutterlande einverleibt gewesen. Alle Nachrichten stimmen überein, daß die Unterthanen sich daselbst in einem weit armseligern und sclavischern Zustande befinden, als die im wirklichen Polen, sogar auf königlichen Aemtern. Ein jeder Mensch, er sey Sohn, Tochter, Vetter, Schreiber, Laquai, Schuputzer, Hofmeister, Vogt u. s. w. des Amtmanns oder des Herrn, hat

es zur Gewohnheit, jeder Magd — ausgenommen wenn sie schön ist — jeden Knecht oder Bauer und seiner Frau, Kindern — im Vorbeygehen mit der Peitsch, welche daselbst statt des Stocks Mode ist, einen Riß zu geben, so wie ein muthwilliger Knaben im Vorbeygehen einem Pferde oder einer Kuh einen Riß giebt. So war es da noch vor 15 Jahren eingeführt. Wahrscheinlich ist dies da nicht mehr Mode; aber der übrige Zustand ist natürlicher Weise geblieben. Und wer sich überzeugen lassen will, daß daselbst das Elend der Unterthanen immer mehr wachse, der lese: „Schäffers Robotwesen in Schlesien rc., Ratibor 1804.“

Die Polen daselbst sind nichts weniger als preußisch gesinnt. Sie sagen nie zu einem gebornen Preußen oder Brandenburger: „Unser König! sondern: Euer König!“ Sagen nicht: „Der Kaiser oder der römische Kaiser, sondern: Unser Kaiser.“ Wie wenig die Soldaten aus ihnen genutzt haben, hat der siebenjährige Krieg gelehrt. Unter König Friedrich dem Zweyten liefen sie größtentheils in Friedenszeiten davon. Dieses unnatürliche Weglaufen aus den Guarnisonen im Frieden, daß solche

Leute, die der Blutsverwandtschaft so sehr anhangen, sich überwinden konnten, die Ihrigen zu verlassen und über die Grenze zu gehen, lässet auf ihren schrecklichen Zustand schließen. Dieser schreckliche Zustand rührt aber von jenem schnöden Verhalten der Deutschen her, davon ich im vorigen Abschnitt geredet habe. Die Officiere und auch wohl die Unterofficiere verstanden kein Polnisch, und die Recruten kein Deutsch. Sie mußten aber in aller Teufel Namen Deutsch verstehen. Da sie nun natürlicherweise von dem *Exercitium* nichts begreifen konnten, weil sie die Sprache des Exerciermeisters nicht verstanden, so wurde ein solcher verfluchter polnischer Dudelsack so gräulich und so entsetzlich geprügelt, bis er — Deutsch verstehen gelernt hatte. Darum liefen sie endlich davon. Diesen Umstand hat ein oberschlesischer Bauer einem angesehenen preußischen Officier, der bey ihm im Kriege im Quartier gelegen, sehr kurz aber vollständig erklärt. „Aber, Vater, sagte der Officier, warum laufen denn eure Landskinder weg? was haben sie denn wider uns?“ „Je, Herre, sie schlan sie toudt!“ Sie, die Officiere, schlagen sie todt.

Dieses hat nun Friedrich Wilhelm der Zweyte

freylich abgeschafft, und ist dadurch die menschenfreundlichere Denkungsart in diesem Stück überhaupt besser geworden. Die Desertion der polnischen Landskinder unterbleibt also. Allein in einem nachtheiligen Kriege würden sie sich doch bald auf die Seite des Feindes schlagen.

Ganz anders verhält es sich mit dem weit größern Theile von Schlesien, welcher theils ganz, theils aber vermischt aus deutschen und evangelischen Einwohnern bestehet. Die evangelischen Einwohner sind schon von Natur mehr preußisch als österreichisch gesinnet, sie halten den katholischen das Gleichgewicht, und diese nehmen auch unvermerkt die bessere Denkungsart allmählich an. Ferner sind die Bauern in Niederschlesien meistentheils viel freyer und glücklicher, als in Brandenburg und Pommern, und gleichen den Magdeburgischen und Halberstädtschen.

Wie nun die Verbesserung in dem polnischen Schlesien seit 40 Jahren nicht geschehen ist, eben so wird auch keine binnen 40 Jahren in Süd- und Neuostpreußen geschehen, oder doch so unbedeutend seyn, daß davon zu reden es der Mühe nicht lohnen wird, wenn alles so bleibt und so geht, als es bisher gewesen und gegangen ist.

Sollen also die neuen polnischen Provinzen dem Mutterlande wirklich nutzbar werden, so müssen sie verbessert oder in einen bessern Zustand gesetzt werden.

Will man aber die Richtigkeit und Vortrefflichkeit derjenigen Mittel, die ich hier vorschlage, kennen lernen, so muß man die wahre Beschaffenheit noch vieler andern Umstände, besonders des Mutterlandes, genau kennen, so wie ich sie genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Wahrlich, es ist hundertmal leichter, von ganz fremden und unbekannten Sachen eine wahre und gründliche Kenntniß zu erlangen, als von Dingen und Umständen, die wir von Jugend auf gleichsam vor Augen gehabt, davon aber eine falsche Meinung und Vorstellung zu haben gewöhnt worden. Es ist nicht allein sehr schwer, falsche Religionsmeinungen, die man sich von Jugend auf angewöhnt hat, zu verlassen, sondern es ist eben so schwer, alle andere falsche angewöhnte Meinungen, deren Richtigkeit zu prüfen uns vorher nie beygefallen war, zu verlassen. Daher finde ich nöthig, gewisse Umstände und Dinge in ein so deutliches Licht als möglich zu stellen, aus welchem dann die Richtigkeit und Nutzbarkeit

meiner vorzuschlagenden Mittel von selbst erhellen wird.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Zustand der polnischen Bauern.

Der Zustand der polnischen Bauern war im Grunde nicht schlimmer, als der Bauern in der Mark, Pommern und Schlesien, sondern wegen verschiedener Umstände besser.

1) Der polnische Bauer hatte nicht so viel Bedürfniß. Die Entbehrung gewisser Dinge, die er nicht kannte, war daher für ihn kein Uebel.

2) War die vermeinte größere Sclaverey, wenn er sich z. E. vor seinem Herrn niederwarf, keine Sclaverey, sondern eine bloße Mode oder Sitte, welche allgemein, daher keine Schande, und also auch kein Uebel war. Denn dies orientalische Kompliment machte jeder Niedere gegen einen Höheren. Küssen ja doch Generale und Gräfinnen dem Könige und der Königin den Rock.

3) War der polnische Edelmann mehr des Bauern seines Gleichen, ihm an Sprache, Sit-

ten, Meinungen, Lebensart mehr gleich, und der Umgang, aller Cerimonien unerachtet, mehr vertraulich. Dieser Umstand, wenn man mit Leuten, die saure Arbeit und sonst ein trauriges Schicksal haben, vertraulich und gutherzig umgehet, dient mehr als man glaubt, zur leichten Ertragung der Lasten, zur Aufmunterung und zur Freude des Lebens. Schmeichelt nur das Pferd, redet es gut zu, es wird eine Last zwingen, die es sonst nie zwingen würde. Freylich prügelt der Pole zuweilen seine Frau und ist ihr doch von Herzen gut; und so prügelte er seine Bauern und war ihnen von Herzen gut. Denn es herrschte

4) zwischen dem Edelmann und seinen Bauern eine gewisse Liebe, die in Brandenburg und Pommern noch selten anzutreffen seyn wird, nachdem sie mit dem Verluste religiöser Empfindungen, und durch andere Umstände gänzlich verloren gegangen ist. Die oftmalige äußerliche grobe Behandlung war dem Bauer um so weniger empfindlich, weil er sie auch gegen des Herrn eigene Frau und Kinder zuweilen beweisen sahe. Und wenn nun der Edelmann — aufgeräumt war — und seinen Bauer beym Kopf kriegte und

ihn herzte und küßte, ihn seinen guten Bruder nannte — so war alles gut. Der Bauer konnte sich gar nicht besinnen, daß er jemals von ihm wäre beleidigt worden. Welcher deutsche Edelmann wollte seinen Bauer umarmen?

5) War der verschiedene Zustand des polnischen Bauers und Edelmanns nicht so auffallend. Beyder Labsal wär Brandtwein und Meth.

6) War der polnische Bauer nicht mehr leibeigen als der hiesige, er glaubte es aber zu seyn. Die wenigsten mochten es nicht einmal wissen, daß der Edelmann mit ihnen nicht machen dürfe was er wolle. Das Band der Liebe wurde also durch keine Klagen und Prozesse zerrissen, noch gegenseitige Erbitterung und Rache im Herzen erregt, noch genährt.

Alle diese Vortheile fallen im preußischen weg. Der Bauer scheint freyer geworden zu seyn, und ist es nicht. Er hat es sich eingebildet, hat geklagt, nichts gewonnen, und im Herzen seines Herrn Haß und Rache erregt.

Der Edelmann ist mehr eingeschränkt, oder scheint es zu seyn, und sucht nun durch List und Ränke diejenige Gewalt zu ersetzen, die ihm die jetzige Regierung genommen hat. Obschon er

viel gewonnen hat, so sieht er es noch nicht ein, oder die Vortheile sind noch nicht da; er muß mehr geben als ehemals, urtheilt und empfindet nur nach dem Gegenwärtigen, und meint nun, die mehreren Abgaben dem Bauer abpressen zu müssen. Er haßt die preußische Regierung, und spricht: Was ist preußische Regierung? — Weiter nichts, als groß Papier, groß Siegel und Geld. Auch dieses Mißvergnügen ist dem Bauer nachtheilig.

Ferner nimmt der polnische Edelmann die Denkungsart der Deutsch an. Die väterliche, obschon strenge Liebe zu den Banern geht verloren, aber die übrige traurige Verfassung bleibt stehen.

Der polnische Edelmann liebte seinen Bauer so sehr als seine Pferde und Hunde, und gewiß war ihm das Leben seiner Bauern theurer, als seines Hundes oder Pferdes. Wenn man es nun bey uns dahin bringen könnte, daß ein Gutsherr seine Leibeigenen so sehr liebte, als seine Hunde oder Pferde, so wollte ich wider die Leibeigenschaft kein Wort sagen. Es ist aber dieses der Natur der Sache nach ohnmöglich, weil er die Pferde und Hunde kaufen oder erziehen muß, und

wieder verkaufen kann, die Unterthanen aber nicht. Freylich giebt es viel Edelleute, denen schon der bloße Gedanke gräulich seyn wird, daß ihnen ihre Hunde und Pferde lieber seyn sollten, wenn sie Weisheit und Religion haben. Aber wenn diese fehlt? — Es ist ja eine bekannte Sache, daß manches Frauenzimmer lieber ihren Schooßhund, als das Leben eines Menschen retten würde.

Auch hatte der polnische Bauer darum große Vorzüge vor dem brandenburgischen, weil er gegen diesen ein Freyherr war. Wehe dem Menschen, der einem polnischen Bauer hätte ein Haar krümmen wollen! Er hatte nur einen einzigen Herrn; dem war er mit Leib und Seele ergeben, und der Herr war ihm wieder ergeben, so wie man Pferden, Hunden und andern nützlichen Thieren ergeben seyn kann. Wer wird es gelassen ertragen, wenn sein Pferd oder Hund von andern Leuten beleidiget wird? Das ist die einzige Erklärung, die ich ausfündig machen kann, wie es zugieng, daß der polnische Edelmann nichts weniger gelassen ertrug, als eine Beleidigung seines Bauers. Ein solcher Schimpf konnte nur mit Blut abgewaschen werden. Daher nahm sich ein jeder äußerst in Acht, er mochte

Starost, Wojewode, General oder Soldat seyn, mit einem polnischen Bauer Händel anzufangen. Der König durfte es sich nicht unterstehen. Der ganze polnische Adel war eifersüchtig darauf, daß seinen Bauern Niemand zu befehlen haben sollte, als der Edelmann selbst, und dieses zu behaupten, machten alle Edelleute gemeine Sache.

Jetzt ist das ganz anders. Jedermann, und auch oft der geringste Bürger, glaubt ein Recht zu haben, ihn verächtlich zu behandeln und ihn mit Schimpfnamen zu belegen.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Wo soll man so viel neue evangelische deutsche Einwohner hernehmen?

Diese Frage kommt mir beynahe so vor, als wenn man einem Menschen eine große Wiese und Weide für etliche hundert Stück Vieh schenkte, und er fragen wollte, woher er so viel bekommen solle? Es wird sich schon selbst vermehren.

Die Menschen vermehren sich, sobald sie ein Mittel der Nahrung sehen.

Ein Land von einer Million Einwohner, das auch nur für so viel Nahrung hat, wird ohne Kolonisten in 20 Jahren zwey Millionen haben, sobald ihm eine Quelle der Nahrung für noch eine Million eröffnet worden. So aber verlieren sich die Menschen, man weiß nicht, wie? wandern aus, bleiben unverheyrathet. In ganz Deutschland, Rußland u. s. w. findet man vorzüglich viel Brandenburger.

Es sind immer eine Menge Knechte, Gesellen und Mägde vorhanden, die sich gern heyrathen und Kinder zeugen würden, wenn sie nur wüßten, wovon sie ihr Brod haben können. Die Zahl der Tagelöhner ist schon übercomplett. Zwar in der Erndte nicht. Aber die Leute wollen auch außer der Erndte leben.

In dem Dorfe, das ich genau kenne, und das ich oben zum Muster erwählt habe, und das 52 Familien enthält, hat ein jeder Bauer, der Müller und der Grobschmiedt gewöhnlich 6 bis 8 Kinder, weil er sie braucht; der Kossäthe 2 bis 3, und der Büdner oder Tagelöhner nur ein bis 2 Kinder. Wie das zugehet, weiß ich nicht. Denn ich bin weder ein Projektmacher, noch ein gelehrter Erklärer, sondern nur ein getreuer Erzähler des-

sen, was ich selbst gesehen und erfahren habe, und überlasse nun einem jeden selbst, was er daraus lernen und was für Schlüsse er daraus herleiten will. Also vermehren sich die Menschen selbst, aber nach und nach. Und so werden ja die Aemter auch nur nach und nach angebauet und besetzt.

Es giebt mehr arme Leute als man denkt, die angesetzt werden können, die dazu taugen, und wobey es für die Orte eine Wohlthat ist, wenn sie wegkommen.

Wenn erst ein guter Anfang gemacht worden wäre, so würde das Unternehmen bald berühmt werden, und aus ganz Deutschland sich mehr Menschen dazu drängen, als man es jetzt glaubt.

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite 3 Zeile 7 lies: bildet man.
— 7 — 6 v. u. lies: der Recensent in der Berliner Zeitung.
— 10 — 9 v. u. lies: Ritterschaften.
— 11 — 2 lies: Friedrich Wilhelm der Erste.
— 15 nach der letzten Zeile lies: und je entfernter es liegt,
— 19 — 10 lies: dadurch gelegt.
— 112 — 12 statt Deutsch l. deutschen.

---

senschaften, erstes Heft. Encyclopädisch = philologische Literatur. gr. 8. 12 Gr.

Derselben 4tes Heft. Encyclopädisch = philosophische Literatur. gr. 8. 8 Gr.

Derselben 5tes Heft. Encyclopädisch = anthropologische Literatur. gr. 8. 6 Gr.

Luna. Ein Taschenbuch auf das Jahr 1805. Herausgegeben von Franz Horn, mit Schillers Portrait von Lips. 8. broschirt. 2 Rthlr. 6 Gr.

Matuschka, Beyträge zur Kenntniß der Bienen und ihrer Zucht für Naturforscher und Bienenfreunde, erster Theil. 1 Rthlr. 14 Gr.

Weber, *D.* F. B. Systematisches Handbuch der deutschen Landwirthschaft. Zum Unterricht für wissenschaftlich gebildete Leser, erster Band erste Abtheilung. gr. 8. 18 Gr.

Zur diesjährigen Michaelis = Messe erscheinen:

Hering, *M.* C. G. Mannichfaltigkeiten für mittlere Stände zur Beförderung guter Gesinnungen, gemeinnütziger Kenntnisse, angenehmer Urterhaltung und erlaubten Scherzes. 8.

Kind's, F. Erzählungen und kleine Romane. 2 Bändchen. 8.

Leben und Liebe des Dichters Ryno und seiner Schwester Minona. Herausgegeben vom Verfasser der Natalia. 3tes und letztes Bändchen. 8.

Nächte, Berlinische, erster Theil, neue verbesserte und vermehrte Auflage. 8.

Seyffert, J. C. Materialien zur Aufklärung der Neumärkischen Geschichte. 8.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oelschläger, B.

Ein sicheres, aber auch einziges Mittel, die Länder zu bevölkern

Leipzig 1805

Bor. 155 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013802-1